

Denkmalpflege und die Moderne 1960+

7. Westfälischer Tag für Denkmalpflege

19.–20. Mai 2016

in Marl



Denkmalpflege und die Moderne 1960+
7. Westfälischer Tag für Denkmalpflege in Marl
19.–20. Mai 2016

Denkmalpflege und die Moderne 1960+

7. Westfälischer Tag für Denkmalpflege in Marl
19.–20. Mai 2016

17. Arbeitsheft der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen
herausgegeben vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Münster 2017

Umschlagvorderseite: Marl, Rathaus, Außentreppe zum Ratssaal (siehe S. 125)
Umschlagrückseite oben: Bochum, Terrassenhaus Girondelle, Fassade mit
bauzeitlichen farbigen Fenstern. Foto: LWL-DLBW/Stegmann 2014 (siehe S. 42)
Umschlagrückseite unten: Marl, Scharoun-Schule, Aula (siehe S. 97)

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2017 Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Münster

Herausgeber: LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte,
insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen,
der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege
und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugs-
weiser Verwertung, vorbehalten.

Redaktion: Dr. Gisela Woltermann, LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen, Münster

Buchgestaltung: Matthias Grunert, Münster

Gesamtherstellung: Druckhaus Tecklenborg, Steinfurt

Tecklenborg Verlag
ISBN 978-3-944327-51-8

Vorwort

Dr. Holger Mertens
Landeskonservator

Der Westfälische Tag für Denkmalpflege wird von der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen (LWL-DLBW) im zweijährigen Rhythmus an wechselnden Orten in Westfalen-Lippe ausgerichtet. Im Rahmen der Veranstaltungsreihe stellen wir jeweils ein aktuelles denkmalpflegerisches Thema vor; und wir laden unsere Partner, die beruflich und privat mit der Denkmalpflege verbunden sind, dazu ein, sich mit uns auszutauschen.

Mit dem 7. Westfälischen Tag für Denkmalpflege waren wir am 19. und 20. Mai 2016 in Marl, also im nördlichen Ruhrgebiet, zu Gast. Der Titel der Veranstaltung „Denkmalpflege und die Moderne 1960+“ war bewusst recht offen gehalten, da nicht ausschließlich die Architektur dieser Zeitstellung thematisiert werden sollte. Das vorliegende Arbeitsheft gibt nun die Inhalte dieser Tagung wieder.

Die Denkmalpflege betrachtet Architektur, Gärten und Parks sowie Städtebau der „Moderne 1960+“ mittlerweile als Zeugnisse einer abgeschlossenen Epoche. Auch deshalb untersucht sie das Erbe dieser Zeit auf seinen Denkmalwert hin bzw. wird vielfach aus der Öffentlichkeit heraus dazu aufgefordert. Leider wissen wir häufig noch zu wenig über die Zeugnisse dieser Zeit, d. h. etwa über ihre Charakteristika und die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen ihrer Entstehung sowie über die richtigen Wege der Reparatur und Ertüchtigung. Der 7. Westfälische Tag für Denkmalpflege wollte deshalb einen Beitrag zum denkmalfachlichen Dialog über und zur Auseinandersetzung mit der „Moderne 1960+“ leisten. Das Erbe dieser Epoche wird in den nächsten Jahren ohne Zweifel ein wichtiges Thema für die Denkmalpfleger in den Fachämtern und die Kolleginnen und Kollegen bei Kommunen und Kreisen sein.

Es gibt gute Gründe, warum die LWL-DLBW Marl als Tagungsort gewählt hat. Die Stadt, für deren geografische Mitte mit Beginn der 1960er-Jahre ein neues Zentrum entworfen wurde, bietet sich für die Beschäftigung mit dem Thema besonders an. Hier sind Zeugnisse von Architektur und Städtebau der uns interessierenden Epoche in besonderer Dichte und Qualität überliefert; sie dienen uns als Tagungsstätte und wurden im Rahmen von Vorträgen und Exkursionen erläutert: Der Rathauskomplex am Creiler Platz, der 1960–1967 nach Plänen des Büros Johan Hendrik van den Broek und Jacob Berend Bakema errichtet wurde, veranschaulicht die optimistische Stimmung des wirtschaftlichen Aufschwungs dieser Zeit in den Formen seiner Architektur und ist ein bedeutendes Zeugnis für die Geschichte der Stadt Marl. Es ist schon einige Jahre her, dass das Rathaus als Baudenkmal erkannt wurde. Deshalb freuen wir uns sehr darüber, dass es Ende des Jahres 2015 schließlich in die Denkmalliste der Stadt eingetragen wurde.

Auch die sogenannte Scharounschule, in der wir zu Gast sein durften, ist ein bedeutendes Denkmal der „Moderne 1960+“: Sie ist von 1964–1970 nach den Plänen des namhaften Berliner Architekten Hans Scharoun in den Formen einer „organhaften Architektur“ errichtet worden. Die Zukunft des Baudenkmal (seit 2004 in die Denkmalliste der Stadt Marl eingetragen) galt zunächst als unsicher. Dem Engagement von Denkmalschützern, Architekten, Stadtplanern und Stadtbewohnern ist es jedoch zu verdanken, dass die Schule von 2009–2015 denkmalgerecht saniert werden konnte und heute von der Musikschule und der Aloysius-Grundschule gemeinsam genutzt wird. Sie ist damit also gutes Beispiel und Beleg dafür, dass und wie man ein Baudenkmal der „Moderne 1960+“ erhalten, pflegen und weiternutzen kann. Mein herzlicher Dank geht an alle Akteure, die dies ermöglicht haben.

Die sogenannten Hügelhäuser an der Kreuzstraße in Marl, die es immerhin schon einmal in die aktuelle Ausgabe des Dehio-Westfalen geschafft haben, will ich zumindest erwähnen.

Leider sind die Bauten der 1960er- und 1970er-Jahre, im Gegensatz zu denen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, bei der Bevölkerung oft unbeliebt; sie gelten als hässlich oder schlicht als unmodern, was dadurch unterstützt wird, dass sie häufig durch mangelnde Pflege bedingt leicht „angeschmuddelt“ wirken. Gerade großflächige oder -volumige bauliche Strukturen der Zeit werden zudem oft als „unmenschlich“ empfunden. Der schlechte Ruf der Planungen dieser Zeit liegt auch darin begründet, dass man mit älterer Bausubstanz in Zeiten des Wirtschaftswunders vielfach nicht eben zimperlich umgegangen ist. Letztendlich bildete der Widerstand gegen den Verlust des baulichen Erbes im Rahmen damaliger umfassender Maßnahmen der Stadtsanierung sogar eine der Wurzeln für die Denkmalschutzbewegung bzw. den Erlass gesetzlicher Regelungen in den 1970er-Jahren. Deshalb bietet die Beschäftigung mit Architektur und Stadtplanung der 1960er- und 1970er-Jahre für die Denkmalpfleger auch die Chance, über das eigene Fach zu reflektieren: Die Bauten, die heute auf ihren Denkmalwert hin untersucht werden, sind z. T. dieselben, die man zum Zeitpunkt ihrer Erbauung zu verhindern suchte, da sie historische Strukturen zu überschreiben drohten.

Viele der Gebäude und Anlagen der „Moderne 1960+“ sind aktuell in einem schlechten Zustand, sanierungsbedürftig und darüber hinaus unter energetischen Gesichtspunkten problembehaftet. Auch bedingt durch Faktoren wie die älter werdende Bevölkerung, die sich wandelnden Ansprüche der Bürgerinnen und Bürger an ihr Wohn-, Arbeits- und Lebensumfeld, den wirtschaftlichen Wettbe-

werb (im Bereich gewerblich genutzter Immobilien) und die finanzielle Situation der Eigentümer (vor allem auch der öffentlichen Hand) lastet auf ihnen ein großer Veränderungsdruck. Angesichts der in vielen Fällen nach 40 oder 50 Jahren Lebensdauer jetzt anstehenden Entscheidungen für eine durchgreifende Sanierung oder für einen Abbruch und anschließenden Neubau wird es Zeit, sich mit der Frage zu befassen, welchen Teil dieses Erbes einer vergangenen Geschichtsepoche es zu bewahren gilt und wie dies gelingen kann.

Referentinnen und Referenten des Fachamtes haben deshalb im Rahmen des Denkmaltags die wesentlichen Bauaufgaben der 1960er- und 1970er-Jahre vorgestellt und erläutert, in welchem gesellschaftlichen Kontext diese entstanden sind. Es wurde aufgezeigt, dass Architektur und Städtebau dieser Epoche Ausdruck einer Phase des gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Umbruchs sind und zur Zeit ihrer Erbauung als große Errungenschaft gefeiert wurden. Und schließlich wurde der Versuch unternommen, für die spezielle Ästhetik von Bauten dieser Zeitstellung zu sensibilisieren. In einem zweiten Vortragsblock wurde dann erläutert, mit welchen konkreten denkmalpflegerischen Fragestellungen uns Erhalt und Nutzung der Bauten dieser Zeit konfrontieren.

Der große Zuspruch, den die Veranstaltung fand, bestätigte uns darin, das richtige Thema zum richtigen Zeitpunkt und – vor allem – am richtigen Ort zum Inhalt unseres Tages für Denkmalpflege gemacht zu haben. Der Stadt Marl und vor allem den Schulleitungen, Frau Roswitha Schweinsberg (Aloysius-Grundschule) und Herrn Günter Braunstein (Städtische Musikschule), ist deshalb besonders dafür zu danken, dass wir in der Scharounschule zu Gast sein durften.

Perfekte Struktur, Organisation und Ablauf verdanken wir der Kollegin Anne Bonnermann, die von Ricarda Bodi unterstützt wurde. Mein Dank gilt auch allen Referentinnen und Referenten der LWL-DLBW für die Diskussion und Festlegung der Inhalte der Tagung sowie für ihre professionellen und fein aufeinander abgestimmten Beiträge. Herrn Friedrich Baumann von der Unteren Denkmalbehörde der Stadt Marl danke ich für die Unterstützung vor allem bei der Durchführung der Exkursionen.

Dass die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ auch 2016 den Rahmen des Denkmalpfegetages für die Verleihung des Preises *scheinbar unscheinbar* nutzte, war mir eine besondere Freude. Hierfür spreche ich dem Vorstand der Stiftung, namentlich Dr. Fred Kaspar und Dr. Paul-Arthur Memmesheimer, meinen herzlichen Dank aus.

Inhalt

- 9 Grußworte
Axel Großer
Günter Braunstein
Barbara Rüschoff-Thale
- 15 Bausünde wird Baudenkmal – Karrieresprünge in der Denkmalpflege
Ulrich Krings
- 27 Scheinbar unscheinbar. Rede zur Preisverleihung der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“
Die Initiative Iserlohn-Denkmal e. V. und ihr Haus Südengraben 28
Fred Kaspar

Die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre: Bauaufgaben, Eigenschaften und Denkmalwert

- 38 Einführung
Michael Huyer
- 40 Wohnbauten
David Gropp
- 48 Zur architektonischen Entwicklung und spezifischen Grammatik öffentlicher wie privatwirtschaftlicher
Verwaltungsbauten der 1960er- und 1970er-Jahre
Anke Kuhmann
- 56 Freiraumgestaltung der Nachkriegsmoderne
Marcus Weiß
- 63 Bildungsbauten
Hans H. Hanke
- 69 Sakralbau der 1960er- und 1970er-Jahre in Westfalen-Lippe
Knut Stegmann
- 81 Industrie und Technik
Claudia Reck

Die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre: Erhalten, Pflegen und Nutzen

- 90 Aufgaben und Fragen der Praktischen Denkmalpflege im Umgang mit dem Baubestand der 1960+ Generation
Barbara Seifen
- 95 Die Scharounschule in Marl. Weiternutzung und Sanierung einer organhaften Architektur der 1960er-Jahre
Hartmut Ochsmann
- 111 Das ehemalige Kirchenforum Bochum-Querenburg
Saskia Schöfer

Exkursion

- 122 Das Rathaus von außen und innen: Die Geschichte und die Bedeutung eines Baudenkmals der 1960er-Jahre
Beatrijs Roets
- 126 Tagungsprogramm

Grußwort

Axel Großer

Stellvertretender Bürgermeister der Stadt Marl

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

ich heiße Sie herzlich zum 7. Westfälischen Tag für Denkmalpflege willkommen. Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe hat für seine Fachtagung zum Thema „Denkmalpflege und die Moderne 1960+“ mit Marl eine gute Wahl getroffen. Denn wie zum Beispiel Dessau für die Bauhaus-Architektur steht, so steht Marl für die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre – mit der Scharounschule, dem Rathaus-Komplex, den Hügelhäusern und den Kirchengebäuden namhafter Kirchenbaumeister.

Marl ist auch eine gute Wahl, um moderne Architektur unter denkmalpflegerischen Aspekten zu beleuchten, denn erst im letzten Jahr haben wir die denkmalgerechte Sanierung der Scharounschule, in der wir heute tagen, erfolgreich abgeschlossen.

Das Gebäude, das von Scharoun ursprünglich als Volksschule geplant war, beherbergt heute unsere städtische Musikschule und die Aloysius-Grundschule. Beide Schulen arbeiten eng zusammen und profitieren voneinander. Es ist beeindruckend zu sehen, wie sich schon nach kurzer Zeit das Gebäude mit Leben gefüllt hat und unsere Scharounschule – ganz im Sinne des Architekten – wieder zu einem lebendigen Ort des Lernens und des sozialen Miteinanders geworden ist. Darüber hinaus sind wir auf einem guten Weg, die Scharounschule zu einem Treffpunkt für unterschiedlichste Musikgruppen und zu einem kulturellen Zentrum für den Stadtteil und darüber hinaus zu machen. Insofern kann ich mir für Ihre Fachtagung, meine Damen und Herren, kaum einen geeigneteren Ort vorstellen.

Für Ihre Tagung haben Sie darüber hinaus einen spannenden Zeitpunkt gewählt, denn demnächst werden wir hoffentlich auch mit der dringend erforderlichen Sanierung unseres denkmalgeschützten Rathauses beginnen können. Das Gebäude wurde nach den Plänen der niederländischen Architekten van den Broek und Bakema als Mittelpunkt des künftigen Stadtzentrums gebaut, auch um die Identifikation der Bürgerinnen und Bürger mit ihrer rasant wachsenden Stadt zu stärken. Unser Rathaus gilt heute noch als gelungener architektonischer Ausdruck einer demokratischen Gemeinschaft und bürgerlicher Selbstverantwortung.

Im Zuge der Sanierung möchten wir vor allem den sozialen Aspekt stärken. Das neue soziale Rathaus steht für mehr als ein bloßes Verwaltungsgebäude. In ihm soll sich bürgerliches Leben abspielen. Das Rathaus und sein Umfeld sollen den Bürgerinnen und Bürgern mehr Einrichtungen, Dienstleistungen und Veranstaltungen bieten.

Bis zur Sanierung unserer Scharounschule und bis zum Beschluss für die Sanierung unseres Rathauses war es allerdings kein einfacher Weg. Beide Vorhaben wurden in

der Öffentlichkeit intensiv und durchaus kontrovers diskutiert. Dabei stellte sich heraus, dass es die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre offenbar besonders schwer hat, in der öffentlichen Meinung als denkmalwürdig anerkannt zu werden. Bei Baudenkmalern denken wir zunächst an historische Fachwerkhäuser, ehrwürdige Kirchengebäude oder schmucke Bürgerhäuser aus der Gründerzeit und weniger an Gebäude, die erst einige Jahrzehnte alt sind.

Ich will nicht verschweigen, dass sich auch der Rat unserer Stadt mit der Eintragung des Rathauses in die städtische Denkmalliste recht schwer getan hat, aus nachvollziehbaren Gründen. Die Sorge war, dass die Sanierung finanziell nur äußerst schwer zu stemmen ist und die Berücksichtigung des Denkmalschutzes zusätzliche Ausgaben verursacht. Außerdem bestand die Befürchtung, dass insbesondere die Gestaltungsmöglichkeiten für das Rathausumfeld spürbar eingeschränkt werden. Eine gewisse Rolle spielte schließlich auch die Verfahrensweise für die Unterschutzstellung eines denkmalwürdigen Gebäudes, auf die wir als Rat kaum Einfluss nehmen konnten.

Ich meine, es gibt durchaus gute Gründe dafür, dem Denkmalschutz eine übergeordnete Bedeutung beizumessen. Das bedeutet für mich allerdings auch, dass die Erhaltung unseres baugeschichtlichen Erbes stärker als bisher als gesamtgesellschaftliche Aufgabe zu sehen ist und die Erhaltung denkmalgeschützter Gebäude nicht allein oder vorrangig eine kommunale Aufgabe sein kann.

Wir sind der Landesregierung jedenfalls sehr dankbar dafür, dass sie die umfangreiche Sanierung unserer Scharounschule großzügig mit Fördermitteln zur Stadterneuerung und zur energetischen Sanierung unterstützt hat. Und wir freuen uns, dass das Land uns auch für die Sanierung unseres Rathauses und die Optimierung unseres Stadtzentrums seine Unterstützung signalisiert hat.

Die denkmalgerechte Sanierung unserer Scharounschule zeigt, wie gut es gelingen kann, baugeschichtlich wertvolle Gebäude für die Nachwelt zu erhalten. Ich bin überzeugt, dass dies auch bei der Sanierung unseres Rathauses gelingen wird.

Es freut mich sehr, dass mit der Fachtagung der Fokus auf die Marler Architektur und damit auf unsere Stadt gelegt wird. Dafür danke ich allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des LWL ganz herzlich, die diese Veranstaltung vorbereitet haben.

Ich wünsche Ihnen anregende Vorträge, einen fruchtbaren Gedankenaustausch und viele spannende Eindrücke bei Ihren Exkursionen in Marl. Ich lade Sie schon heute herzlich ein, demnächst wieder unser Gast zu sein – spätestens nach Abschluss der denkmalgerechten Sanierung unseres Rathauses.

Grußwort

Günter Braunstein

Leiter der Musikschule der Stadt Marl

„Wie jedes andere Gebäude sollte eine Schule eine Vorstellung von Leben vermitteln, die dem universalen Prinzip der Demokratie entspricht“ (Scharoun 1961)

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Scharounschule Marl erstrahlt seit mehr als einem Jahr in neuem Glanz. Wie Sie wissen, ist die Schule von 1964 bis 1970 nach den Prinzipien des organischen Bauens von Hans Scharoun gebaut worden und gilt als Ikone einer modernen und pädagogisch-orientierten Architektur.

Zusammen mit der Geschwister-Scholl-Gesamtschule in Lünen gehört die Scharounschule in Marl zu den beiden einzigen Schulen, die nach den Plänen von Haus Scharoun errichtet wurden. Die Prinzipien der organischen Architektur (Scharoun selbst sprach vom „organhaften Bauen“) zeigen sich darüber hinaus in der ausgeprägten baulichen Umsetzung unregelmäßiger Formen im Innern. Sie eröffnen immer wieder neue und überraschende Perspektiven, wie auch in der Verwendung überwiegend natürlicher Materialien mit warmen Farbtönen und in der Ausrichtung der Räume zum Licht.

Für mich ist Hans Scharoun ein Meister der Gestaltung von ungewöhnlichen Räumen. Hans Scharouns Raumgestaltung ist eine Variante des fließenden Raumes: Räume öffnen sich, Räume schieben sich ineinander, Räume fließen zueinander in eigentümlicher Weise. Entgegen den mitgebrachten Erwartungen überraschen sie und schaffen ein besonderes Flair von Harmonie und Motivation. Bei Hans Scharoun greifen diese untypischen Räume für ein Schulgebäude ineinander wie im Traum. Viele Räume werden in unserem Sinne zu pädagogischen, musisch-orientierten Träumen, sprich Konzeptionen.

Ich zitiere Hans Scharoun: „Die Gestalt der Schule will organhaft das Wesen des Schullebens spiegeln. Deshalb kann unser Ordnungsgefüge nicht additiven Prinzips sein [...]. Es sind vielmehr die Schulteile Glieder eines Ganzen und sie wirken zusammen, wie Organe im Organismus und Organismen in der Ganzheit zusammenwirken.“* Dabei fokussiert sich die konsequente Orientierung seiner Architektur auf das Wohlbefinden und die Bedürfnisse des Lernenden.

Die Unterbringung einer Musikschule und einer Grundschule in dem Scharounegebäude ist für Marl und sicherlich über die Grenzen Marls hinaus einmalig. Dadurch besteht die Möglichkeit, die Gedanken und Intentionen beider konträren Einrichtungen zu potenzieren. Das gemeinsame Nutzungskonzept der Räume der Scharounschule verbind-

det Grund- und Musikschule sichtbar, sodass optimale Bedingungen bzw. Voraussetzungen für gemeinsame Aktivitäten, Konzerte und pädagogisch-musische Konzepte gegeben sind. Dieses muss aber von den Nutzern – z. B. Eltern und Lehrkörper – auch umgesetzt werden, optimalerweise motiviert aus Überzeugung bzw. Begeisterung. Natürlich bestehen konventionelle Schranken, Traditionen bzw. konservative Bildungsstrukturen, die eingebrochen werden müssen, um der pädagogischen und kulturpolitischen Verantwortung oder besser noch der Verpflichtung dem Ort gegenüber im Sinne von musisch-kreativem Wirken gerecht zu werden.

Ein vielfältiges Spektrum der Erweiterung und Bereicherung des Unterrichtsfaches Musik, auch durch die anderen vorhandenen Kulturbereiche wie Tanz, Theater und bildende Kunst, sowie ein Austausch von Informationen und Anregungen durch die Lehrtätigen beider Institutionen werden zögerlich entwickelt und auch schon gelebt.

Selbst Instrumentarium und speziell hergerichtete Musikräume der Musikschule werden in den schulischen Bedarf der Grundschule integriert. Wobei auch die Musikschule von Räumen der Grundschule partizipiert.

In dem Jahr des Zusammenlebens und -wirkens konnten bisher einige musische, pädagogisch-orientierte Projekte beider Institutionen entwickelt und umgesetzt werden wie zum Beispiel ein Schulchorprojekt, ein „kleines“ Musical, das Marler Modell und KuKo, ein ganzheitliches musisches Bildungskonzept, das ganz bewusst auf diesen besonderen Ort der Kreativität ausgerichtet ist.

Das Fördern von Selbständigkeit des Lernens als Ziel in der Schule ist erkannt. Die praktische Umsetzung gelingt mal mehr, mal weniger. Sie gelingt öfter im außerunterrichtlichen Bereich, beispielsweise in musisch orientierten Projekten wie KuKo. Dabei erweisen sich fünf Dinge als besonders hilfreich: Freiräume zugestehen, über Themen und Ziele mitentscheiden lassen, Erfahrungen ermöglichen, Selbstvertrauen stärken und Feedback geben. Das Entscheidende allerdings scheint eine gute Balance zwischen Möglichkeiten zur Selbsttätigkeit und individueller Unterstützung. Die Beispiele zeigen diverse Möglichkeiten der Förderung von Selbständigkeit des Lernens, die in unterschiedlichen musischen Konzepten möglich sind.

Leider sind finanziell klamme Kommunen wie Marl nicht in der Situation, die Personalkosten des musischen Konzeptes KuKo finanzieren zu können. Gott sei Dank gibt es aber in Marl eine private Kultur-Stiftung, die Kluth-Stiftung, die zunächst für drei Jahre die Personalkosten von 75.000 Euro zur Verfügung stellt.

Als Konsequenz aus den oben formulierten Aspekten müssen Bildungsinhalte, didaktische und methodische

Organisation und deren Logistik neu formuliert werden. Es besteht sogar die Möglichkeit, Vorhandenes über Bord zu werfen und Neues zu entwickeln, ich denke da nur an die Montessoriepädagogik. Die Hirnforschung und die Entwicklungspsychologie haben mittlerweile ausführlich belegt, dass sowohl die aktive wie auch die passive Beschäftigung mit der Muse die kognitiven, motorischen, kreativen und sozialen Fähigkeiten aller Kinder deutlich positiv beeinflusst. Selbst führende Unternehmen bevorzugen bei der Einstellung von leitenden Angestellten ausgebildete Musiker mit der entsprechenden Qualifikation.

Eine weitere Chance, die dieses Gebäudes bietet, ist die kulturell orientierte sozialästhetische Bildung vor Ort, die die Individualität und Kreativität der Kinder und Bürger in Marl in den Mittelpunkt rückt. Alle in dieser interdisziplinären Werkstatt eingebundenen Personen und Institutionen sollten sich zu einer fachlich kompetenten und kooperativen Zusammenarbeit verpflichtet fühlen.

Die Scharounschule hat sich schon nach einem Jahr ihrer „neuen“ Benutzung zu einem musischen kulturellen Zentrum in Marl entwickeln. Ihre zentrale Lage zwischen den Stadtteilen Hüls (Süd) und Stadtmitte, die flächenmäßig den Themenfeldern „Soziale Stadt“ bzw. „Stadtentwicklungsmaßnahme Marl-Mitte / Stadtumbau West“ zugeordnet sind, prädestiniert die Schule außerdem für spezielle Angebote an dieses Wohnumfeld und darüber hinaus.

Neben den Standardangeboten der Musikschule ist ein Angebot für ein musikalisches Erlebnisprogramm entwickelt worden, das die gesamte Bandbreite der Musik umfasst. Das schließt Bereiche wie Theater, Tanz und bildende Kunst mit ein.

Gleichzeitig sind das Gebäude und die Institutionen eine Begegnungsstätte der unterschiedlichen Kulturen, sozialen Stände und kulturellen Ausrichtungen.

Der Kernpunkt – das „Filet-Stück“ – der Scharounschule ist die Aula mit ihrer herausragenden Akustik und den dazu gehörigen Foyers. Das Fassungsvermögen von maximal 400 Besuchern ermöglicht mittelgroße Veranstaltungen nicht nur im musikalischen Bereich, auch Seminare, Diskussionsveranstaltungen, Vortragsabende, Symposien, Kongresse, Weiterbildungen etc. sind dort gut untergebracht.

Die Scharounschule gewinnt, nimmt man alle genannten Aspekte und Ebenen zusammen, den Charakter einer Zukunftswerkstatt, in welcher phantasievolle Energien geweckt werden und zur Entfaltung kommen und weit über die Grenzen Marls wirken können. Nehmen wir die Verantwortung und Verpflichtung an, ein Vorbild zu sein!

* Aus dem Erläuterungsbericht von Hans Scharoun zum Entwurf für eine Volksschule in Darmstadt 1951 (Jost Schäfer, Die Haupt- und Grundschule in Marl von Hans Scharoun. „Organisches Bauen“ in der Nachkriegsmoderne, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 1996/1, S. 24).

Grußwort

Dr. Barbara Rüschoff-Thale
LWL-Kulturdezernentin

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie herzlich zum 7. Westfälischen Tag für Denkmalpflege hier in der Scharounschule in Marl.

Die LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen hat für diese Veranstaltung das Thema „Denkmalpflege und die Moderne 1960+“ gewählt, weil der Umgang mit den Bauten der 1960er- und 1970er-Jahre für viele Orte in Westfalen-Lippe ein aktuelles und drängendes Thema ist. Oftmals sind die Gebäude und Anlagen in einem schlechten Zustand, sind gealtert und sanierungsbedürftig oder haben ihre ursprüngliche Nutzung verloren. Bedingt durch Faktoren wie die demografische Entwicklung, die sich wandelnden Ansprüche der Bürger und Bürgerinnen an ihren Wohn-, Arbeits- und Lebensraum, den wirtschaftlichen Wettbewerb und die finanzielle Situation der Kommunen lastet auf ihnen ein großer Veränderungsdruck. Zudem sind die Bauten der 1960er- und 1970er-Jahre oft unbeliebt bei der Bevölkerung; gerade große Strukturen gelten als „hässlich“ und „unmenschlich“.

Die Denkmalpflege betrachtet die Architektur der „Moderne 1960+“ mittlerweile als Zeugnis einer abgeschlossenen Epoche. Sie untersucht das bauliche Erbe dieser Zeit deshalb auf seinen Denkmalwert hin und wertet die Bauten als Zeichen des gesellschaftlichen Wandels, Zeugnisse einer Zeit des gesellschaftlichen und politischen Um- und Aufbruchs. Der 7. Westfälische Tag für Denkmalpflege möchte einen Beitrag zum denkmalpflegerischen Dialog über und zur Auseinandersetzung mit der „Moderne 1960+“ leisten, denn in den nächsten Jahren wird die Aufgabe der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen als Kulturdienst des Landschaftsverbandes sein, den Partnern vor Ort mit Fachwissen und kompetenter Beratung zur Seite zu stehen. Ich freue mich daher sehr, dass die Kolleginnen und Kollegen das Thema „Denkmalpflege und die Moderne 1960+“ für den 7. Westfälischen Tag für Denkmalpflege ausgesucht haben.

Die Stadt Marl, für deren geografische Mitte mit Beginn der 1960er-Jahre ein neues Zentrum entworfen wurde, bietet sich für die Beschäftigung mit dem Thema besonders an. Der Rathauskomplex am Creiler Platz, den Sie bei den Exkursionen am morgigen Tag dann auch vor Ort kennenlernen können, beschäftigt die Kolleginnen und Kollegen der Denkmalpflege schon eine geraume Zeit. Er veranschaulicht die optimistische Stimmung des wirtschaftlichen Aufschwungs in den Formen der Architektur und ist ein bedeutendes Zeugnis für die Geschichte der Stadt Marl, das für die Zukunft erhalten und gepflegt werden soll. Gerade vor dem Hintergrund der kürzlich erfolgten

Unterschutzstellung des Rathauskomplexes und der Pläne für ein umfassendes Erneuerungsprogramm für das Stadtzentrum bin ich der Stadt Marl sehr dankbar dafür, dass wir mit dem 7. Westfälischen Tag für Denkmalpflege hier zu Gast sein dürfen.

Wer das Marler Rathaus aus der künstlerischen Perspektive kennenlernen möchte, dem empfehle ich das Buch der Fotografin Susan Feind, die mit ihren Fotografien den Wert des Baudenkmals sowie den individuellen Ausdruck und die Atmosphäre des Komplexes großartig eingefangen hat. Dabei ist ein sehr schöner Bildband entstanden und eine Auswahl der Bilder von Susan Feind können sie heute und morgen auch im großen Format im Foyerbereich der Scharounschule sehen. Die Bilder waren zuvor schon einige Wochen im Rathaus selbst zu sehen. Wir freuen uns, dass Frau Feind heute auch anwesend ist, und wünschen uns für die Zukunft natürlich weitere Kunstprojekte, die sich so eindrücklich für die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre einsetzen.

Zuvor möchte ich jedoch die Gelegenheit nutzen, um auch an dieser Stelle noch einmal auf das Thema zu sprechen zu kommen, das uns nun schon seit einiger Zeit große Sorgen bereitet, nämlich die Kürzung der Fördermittel für denkmalpflegerische Maßnahmen von Seiten des Landes NRW und die Umstellung der direkten Förderung auf ein Darlehensprogramm.

Der Landschaftsverband Westfalen-Lippe hat bereits im Januar 2014 bei der öffentlichen Anhörung im NRW-Landtag zu diesen Plänen des Landes Stellung bezogen und klar formuliert, dass aus unserer Sicht ein Darlehensprogramm keinesfalls die direkte Förderung ersetzen kann. Ich kann an dieser Stelle nur einige wenige der vorgetragenen Argumente in Erinnerung rufen:

Fehlende Fördermittel führen gerade im Bereich des bürgerschaftlichen Engagements zu Rückschlägen: Einem Verein, der sich beispielsweise um den Erhalt einer Windmühle kümmert und hierfür Arbeitskraft und Zeit einbringt, braucht für den Kauf von Baumaterialien einen Zuschuss, kein Darlehen. Stiftungen, wie z. B. die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“, von der wir später am Abend noch mehr hören werden, können die Unterstützung, die hier vielerorts benötigt wird, nicht allein auffangen.

Der Denkmalbestand wird unter der Fördermittelkürzung leiden, denn Denkmaleigentümer werden den im Denkmalschutzgesetz vorgeschriebenen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen können – auch wenn Sie es gerne möchten. Der Erhalt und die Pflege unseres kulturellen Erbes sind eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die nur erfolgreich erfüllt werden kann, wenn alle Akteure ihren Teil dazu leisten.

Sehr geehrte Damen und Herren, nach diesem kritischen Blick auf die Fördermittelpolitik möchte ich nun aber wieder zurück zur heutigen Abendveranstaltung kommen.

Mein Dank gilt neben den Hausherrn und Herrn Dr. Krings insbesondere Dr. Fred Kaspar und der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“. Wir freuen uns, dass der Preis der Stiftung mit dem Titel *scheinbar unscheinbar* heute wieder im Rahmen des Westfälischen Tags für Denkmalpflege verliehen wird. Wir wissen es sehr zu schätzen, was Sie mit Ihrem Engagement und mit der Auslobung des Preises für

den Erhalt und die Pflege der Denkmäler in Westfalen-Lippe leisten. Gerade im Kontext der Kürzung der Fördermittel von Seiten des Landes ist es ein wichtiger Beitrag für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes, durch solch einen Preis vorbildliches Engagement auszuzeichnen. Wir hoffen, dass dies auch weiterhin die Menschen in Westfalen-Lippe motiviert, sich für Denkmäler zu engagieren.

Ich wünsche uns allen einen interessanten und angenehmen Abend und morgen einen ebenso interessanten Tagungstag.

Bausünde wird Baudenkmal – Karrieresprünge in der Denkmalpflege

Ulrich Krings

Einleitung

Die Denkmalpflege steht gleichsam auf zwei Säulen bzw. Standbeinen: Das eine kann als praxisorientiertes Handeln im gesellschaftlich-politischen Raum angesprochen werden, das andere als eine Art theoriegebundener und -orientierter Grundlagenforschung in der Nähe zur universitären Forschung und Lehre. Der letztere Tätigkeitsbereich wird als Inventarisierung bezeichnet; er umfasst Aspekte der Bau- und Kunstgeschichte sowie der Disziplinen Architektur und Bauwesen. Der erstgenannte Bereich stellt sich im Rahmen der öffentlichen Bauverwaltung bevorzugt als ordnungspolitisch relevante Genehmigungspraxis dar, die sich an der jeweiligen Gesetzeslage orientiert. Dieses gleichsam säulengestützte, im Wortsinn duale System der heutigen Denkmalpflege bildet eine komplizierte Gemengelage, auf die hier jedoch nicht weiter eingegangen werden soll. Das Aufzeigen dieser beiden tragenden Komponenten, von mir eingangs nicht ohne Hintersinn als „Säulen“ bezeichnet, verdeutlicht, dass Theorie und Praxis der Denkmalpflege als sowohl wissenschaftsorientierte wie auch verfassungsgebundene praktische Disziplin nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren mit allen Entwicklungen der genannten Nachbarbereiche und -disziplinen auf das Engste verbunden ist.

Sie haben heute einen Kunsthistoriker eingeladen, der viele Jahrzehnte in der praktischen Denkmalpflege tätig war. Er steht als ein Wesen vor Ihnen, das die genannte Komplexität des Systems Denkmalpflege ebenso erfahren wie erlitten, befördert und mitgestaltet hat (also über sowohl passive wie auch aktive einschlägige Komponenten in seinem beruflichen Erfahrungsschatz verfügt). Für das Phänomen, das den von mir gewählten Titel „Bausünde wird Baudenkmal“ inhaltlich prägt, können zahlreiche Exempel aus der Geschichte benannt werden. Dass viele Neubauten zur Zeit ihrer Entstehung seitens der Mehrheit der jeweiligen Zeitgenossen zunächst beileibe nicht immer als Erfüllung lang gehegter Träume begrüßt wurden, sondern häufig eben auch als ungewohnt, revolutionär, ihre Vorgänger verdrängend, ihr Umfeld unziemlich dominierend usw. empfunden oder erlebt wurden bzw. werden, ist aus nahezu allen Epochen bis in die Gegenwart hinein überliefert. Hinzu kommen ideologische Komponenten, wenn etwa Sieger ihre Neubauten in der Absicht errichten, die Besiegten ihre Niederlage spüren zu lassen, sie zu demütigen oder sie zur neuen, siegreichen Ideologie, zur religiösen Doktrin des Siegers zu überreden, zu überzeugen oder schlichtweg zu zwingen. In der europäischen Geschichte kennen wir den oft mehrfachen Wechsel von Tempel zu Kirche zu Moschee zu Mehrzweckhalle zu Kirche usw.

Das Wort „Bausünde“ erinnert deutlich an den ehemals religiösen oder moralischen Kontext, aus dem Begriffe wie „Sünde“, „Schmach“, „Schande“ entlehnt wurden. Auch der heutige, säkularisierte Begriff „Baudenkmal“ zehrt immer noch ein wenig von der Aura des „Monuments“, des baulichen Symbols, das der Sieger, der Herrscher, zu seiner eigenen oder eben auch zur Ehre seines Gottes oder seines Götzen hatte errichten lassen.

Nehmen wir also heute die beiden Begriffe „Sünde“ und „Monument“ in ihrer säkularisierten Form, interpretiert einerseits unter ästhetischen, andererseits unter ordnungs- und verwaltungspolitischen Kriterien, für unseren kurzen Gang durch die Geschichte der Denkmal-Karriere zur Hand.

Moderne Denkmalpfleger, die ja zumeist bei aller Praxisorientierung eine bauhistorische und/oder kunsthistorische Ausbildung genossen haben, betrachten die gebaute Umwelt in der Regel ebenso aufmerksam wie Architekten, Stadtplaner oder Designer. Das Besondere bei Denkmalpflegern ist dann, dass sie bei Bauten oder baulichen Anlagen im Verlauf der Jahre festzustellen pflegen, dass diese und wie diese altern, wie sie sich vom Status des zunächst Neuen, Gebrauchsfrischen, Primär-Funktionalen, vom Freudig-Begrüßten oder eben auch vom Vehement-Abgelehnten (hier kommt die „Bausünde“ ins Spiel) weiterentwickeln hin zu einem Status des Gewohnten, des Vertrauten, häufig auch des Vergessenen, des oft einfach „nicht mehr Wahrgenommenen“. Diese Entwicklung, die als „Alterungsprozess“ der gebauten Umwelt bezeichnet werden kann, resultiert gleichsam aus dem Zurücktreten der sich zusehend historisierenden Objekte hinter die Neulinge, die „newcomers“ aus der jeweils aktuellen, nachrückenden Bauproduktion, eben hinter die frischen Zeitgenossen. Die zunehmend als „Altbauten“ wahrgenommenen Objekte rücken gleichsam ins zweite Glied.

Anders formuliert: Der Prozess der Wahrnehmung, der ästhetischen Rezeption führt durch Gewöhnung, durch Gebrauch, durch Nutzung, durch Dekodierung, d. h. durch Entschlüsselung der architektonischen Zeichensysteme zur Integration des vormals Neuen, Überraschenden in den Fundus des Vertrauten, Bekannten oder eben auch des überhaupt nicht mehr eigens Wahrgenommenen. Mit einem Wort: Der Historisierungsprozess ist abgeschlossen, aus „Neu“ ist „Alt“ geworden. Jetzt kann denkmalpflegerisches Sichten, Werten und Handeln eigentlich erst beginnen. Erst jetzt ist der Punkt, der neue Blick-Punkt, gefunden: In der historischen Distanz zur aktuellen Gegenwart des Betrachters wie auch des Bauforschers, des sachkundigen Spezialisten also, kann den Objekten der als vergangen oder als abgeschlossen wahrgenommenen Epochen

eine möglicherweise neue, unter Umständen auch gerechtere Chance zuwachsen, indem sie jetzt in ihrem eigenen, originären, nun historisch vermittelten, gleichsam perspektivierten Zeitbezug gesehen werden. Ihre spezifische Struktur, ihre Form, ihr Charakter, der besondere Materialeinsatz, die typische Farbwahl, die städtebauliche Einbindung und so fort – alles das wird jetzt zunehmend deutlich, gewinnt recht eigentlich Kontur, wird zum Unterscheidungs-Merkmal.

Kommt dann noch der Aspekt der physischen Alterung hinzu, des Verfalls, der Pflegefähigkeit, der existenziellen Bedrohung durch Nutzungsverlust, durch Änderungswünsche oder gar durch Abrissforderungen seitens des Eigentümers oder anderer Instanzen, dann verschärfen sich bei einem Denkmalpfleger die Reflexe des dargestellten Wahrnehmungsprozesses, häufig gekoppelt mit dem Impuls, nun auch aktiv eingreifen zu müssen ... Jetzt also bricht die Stunde an, wo „Bausünden“ zu „Baudenkmalen“ werden, wo sich mögliche „Karrieresprünge“ ereignen können. Das Ganze kann natürlich auch in umgekehrter Richtung verlaufen.

Bevor ich meine Beispiele vorführe, gestatten Sie mir noch eine weitere Vorbemerkung: Immer wieder begegnet den Denkmalpflegern die Ansicht, dass Denkmale bzw. Denkmäler stets irgendwie „schön“ zu sein haben, dass sie mehrheitlich, wenn nicht sogar ausschließlich, als positiv konnotierte Exempel aus ihrer bzw. für ihre jeweilige Entstehungszeit zu definieren sind. Für viele Zeitgenossen wurde und wird „die Denkmalpflege mit einer höheren

Form von Stadtgestaltung gleichgesetzt“. Es wurde und wird oft nicht realisiert, „dass es [ihre] Aufgabe ist, historische Spuren zu sichern, selbst wenn [diese] neben ihrer eigenen Ästhetik auch städtebauliche Brüche [eben vormalige „Bausünden“] darstellen“¹. Richtig ist: Die Anbringung der Denkmalplakette ist zwar als Auszeichnung zu werten, jedoch nicht im Sinne vordergründiger Schönheit, sondern im Sinne von historischer Bedeutung, von Zeugniswert. Daher kann es eben auch problematische, schwierige, ja auch hässliche Denkmäler geben. Ich erinnere daran, dass Gefängnisse, Konzentrationslager, der Atlantikwall, Teile der Berliner Mauer oder eben auch die prägenden Bauten der im Westen Deutschlands eher unbeliebten „Hauptstadt der DDR“, vulgo: „Ost-Berlin“, Denkmal-Status besitzen (können). In den Texten der Denkmalschutzgesetze der deutschen Bundesländer oder auch der Staaten Europas wird man daher das Wort „schön“ vergeblich suchen.

Um es kurz und bündig zu sagen: Die Tatsache, dass „Bausünden“ zu „Baudenkmalen“ werden (können), liegt weder an der partiellen Beurteilungsschwäche, also etwa der Beschränktheit von Denkmalpflegerinnen und -pflegern in Sachen Urteilsfindung, noch an einer möglicherweise die Realität vernebelnden blinden Begeisterung. Sie hat vielmehr ihre tiefste Ursache im sogenannten Lauf der Zeit, d. h. in den zeit- bzw. generationsbedingten Veränderungsprozessen, denen alle Wahrnehmungs- und eben auch Beurteilungskriterien der aufeinander folgenden Generationen unterworfen sind.



1 Istanbul, Hagia Sophia, erbaut im 6. Jh. als Kirche, im 15. Jh. in eine Moschee mit Minaretten umgewandelt, heute Museum. 2013.

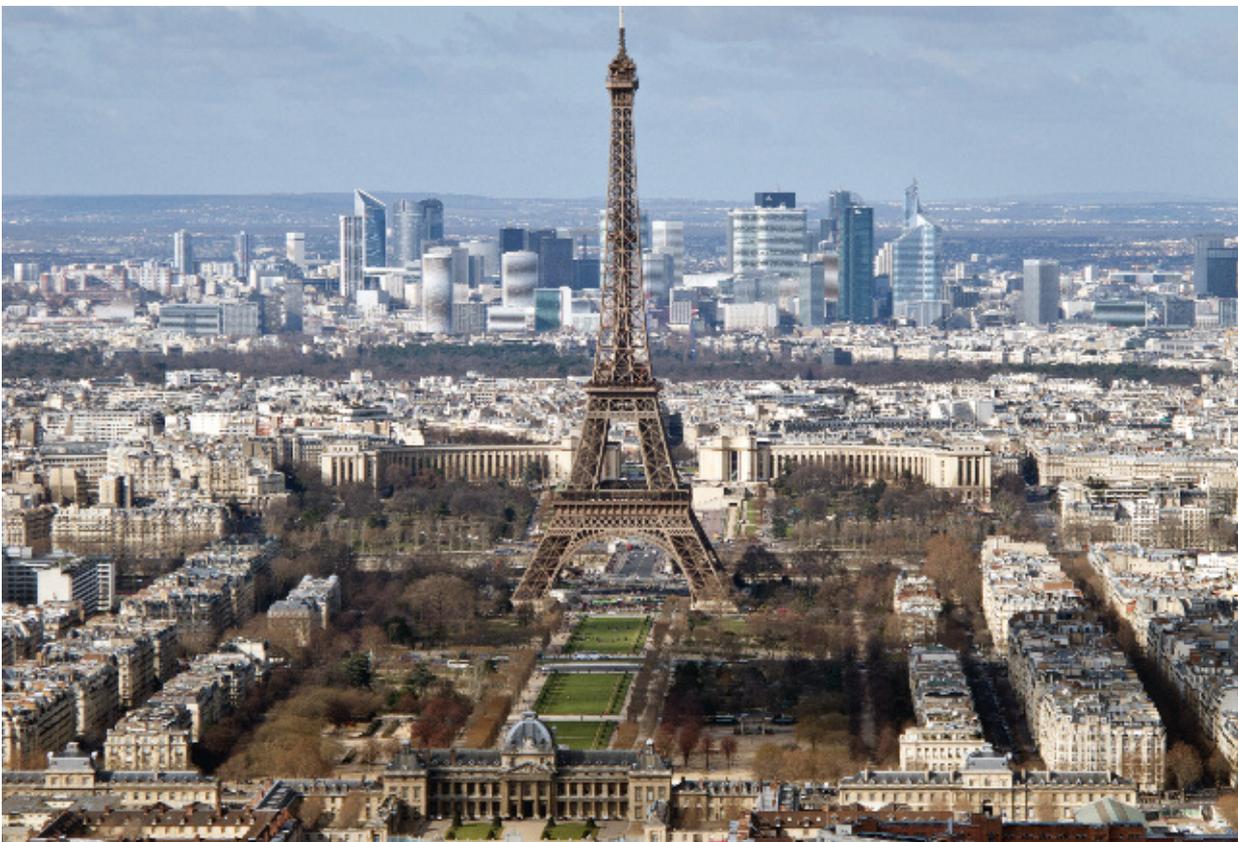
Aus dem Fundus griffiger Beispiele sollen jetzt drei Exemplare vorgestellt werden. Den Anfang setzt der Eiffelturm in Paris, es folgen der Gerling-Komplex in Köln sowie der sogenannte Tausendfüßler, eine ehemalige Hochstraße in Düsseldorf.

„La Tour Eiffel“ – der Eiffelturm in Paris

Seit 1851 konkurrierten Europas Industrienationen u. a. mit dem publikumswirksamen Instrument der Weltausstellungen. Schon dieser Name ist kennzeichnend für das Zeitalter des Imperialismus, denn die Vorstellung der „Welt“ umfasste zunächst nur Europa und seine Kolonien. Den Auftakt der Weltausstellungen bildete London 1851; im Zentrum stand der spektakuläre „Crystal Palace“ von Joseph Paxton. Paris folgte 1855 und 1867 nach (zwischen denen 1862 nochmals eine Ausstellung in London stattfand), gefolgt von Wien 1873 und Philadelphia 1876, womit erstmals ein außereuropäischer Standort die Bühne betrat. 1878 lud Frankreich, das sich von der Niederlage gegenüber Preußen-Deutschland 1870/71 sowie dem Zwischenspiel der Pariser Commune langsam erholt hatte, erneut in seine Hauptstadt ein. Seither fanden alle Pariser Weltausstellungen auf dem sogenannten „Champ de Mars“, dem Marsfeld am Ufer der Seine, statt, gelegen zwischen École Militaire und Palais de Trocadéro, dem heutigen Palais de Chaillot. Dieses großflächige Ausstellungsgelände wurde bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts ständig neu- bzw. umgestaltet.

Für das Jahr 1889 setzte sich die „Grande Nation“ das Ziel, die hundertjährige Wiederkehr des Revolutionsjahres 1789 mit einer weiteren Weltausstellung gebührend zu feiern: Neben einer neuen, spektakulären Ausstellungshalle, der „Galerie des Machines“, deren Flächenmaße 115 × 420 Meter betragen bei einer Scheitelhöhe von 45 Metern, sollte ein Turm von 300 Metern Höhe (das sind annähernd 1000 Fuß) zum unübersehbaren und zugleich wegen seiner Ausmaße zum unübertroffenen Symbol avancieren. Der Turm war kein staatliches, sondern ein privatwirtschaftlich finanziertes und propagiertes Projekt; erdacht, konstruiert und eben auch finanziert durch den damals durch seine Brückenbauwerke in Portugal und Frankreich sowie durch seine Ausstellungs- und Bahnhofshallen schon berühmten Ingenieur und Konstrukteur Gustave Eiffel (1832–1923). In seinem Team fanden sich die ebenfalls im Brückenbau erprobten Chef-Ingenieure Émile Nouguier und Maurice Koechlin.

Die architektonische, das bedeutete damals die ornamentale Fassung des Stahlkolosses wurde dem Architekten Stephen Sauvestre übertragen. Die konstruktive Grundidee des zwischen 1887 und 1889 errichteten Eiffelturms (die ungewöhnliche Namensverbindung zwischen dem „Schöpfer“ und seinem Werk setzte sich erstaunlich rasch in allen Sprachen durch, ursprünglich hieß er „La tour de 300 mètres“) war die Kombination von vier sich elegant emporschwingenden, raumhaltig in Fachwerkbauweise konstruierten Streben wie sie im Brückenbau Verwendung fanden. Diese ruhten, anthropomorph ge-



2 Paris, Blick auf den Eiffelturm, École Militaire, Champ de Mars, Palais de Chaillot und das Hochhausviertel „La Défense“. 2012.

sprochen, „breitbeinig“ auf vier gemauerten, gigantischen Fundamentblöcken. Sie näherten sich mit zunehmender Höhe einander an, optisch miteinander verbunden durch halbrund geschwungene Brückenbögen und unterbrochen durch zwei horizontal eingeschobene Plattformen. In der oberen Turmhälfte wuchsen sie gleichsam zu einem kompakten Vierkant-Bündel zusammen, das ohne weitere Unterbrechung der obersten Plattform in rund 300 Metern Höhe zustrebte. Diese unterschiedlich groß dimensionierten und bis zur „Modernisierung“ des Bauwerks zur Weltausstellung 1937 ornamental be- bzw. verkleideten Plattformen boten die eigentlichen Nutzflächen des ansonsten „zwecklosen“ Bauwerks: Gastronomie, Besucher-Service, unterschiedliche Technik. Der Turm wurde seit seiner Fertigstellung für alle Innovationen im Fernmelde- bzw. Kommunikationswesen Frankreichs in Dienst genommen.

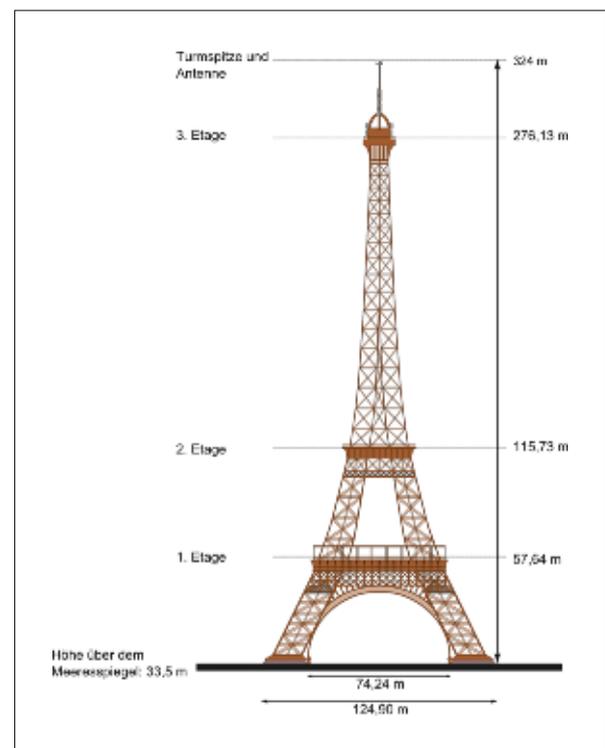
Gustave Eiffel beschrieb seine Schöpfung und die zu bewältigenden Probleme von Statik und Winddruck wie folgt: „Der erste Grundsatz der Bauästhetik schreibt vor, dass die Hauptlinien eines Baus vollkommen dessen Bestimmung entsprechen müssen. Und welche Gesetze hatte ich bei dem Turm zu berücksichtigen? Die Gesetze vom Winddruck. Nun wohl, ich behaupte, dass die Krümmungen der vier Rippen, so wie die Berechnung sie vorsieht, [...] einen starken Eindruck von Kraft und Schönheit vermitteln werden, weil sie die Kühnheit der Gesamtkonzeption sichtbar machen werden, auf die gleiche Weise wie die zahlreichen in die Bauteile eingefügten Leerräume energisch das ständige Bemühen, der Gewalt der Stürme keine die Stabilität des Baus gefährdende Oberflächen entgegenzusetzen, zum Ausdruck bringen sollen.“² Hier kann keine detaillierte Beschreibung dieses großartigen Bauwerks des späten 19. Jahrhunderts erfolgen, ebenso wenig wie seine hochinteressante Rezeptionsgeschichte während der folgenden Jahrzehnte bis zur Gegenwart. Mein Thema ist der „Karrieresprung“ von „Bausünde“ zum „Baudenkmal“. Und so erfolgt jetzt lediglich die Wiedergabe einiger zeitgenössischer Bewertungen von Entwurf und Realisation.

Das von Anfang an in Teilen der damaligen Öffentlichkeit bewunderte technische Bauwerk, das bis in die 1920er-Jahre auch den Welt-Höhenrekord halten sollte, traf zunächst auf den erbitterten Widerstand namhafter Pariser „Kulturschaffender“. Zu ihnen zählten so illustre Namen wie der Komponist Charles Gounod, der Architekt der Pariser Oper, Charles Garnier, weiter Sardou, Léon Bonnat, François Coppée, Charles Leconte de Lisle, Sully Prudhomme, die Schriftsteller Guy de Maupassant oder Émile Zola. Sie schrieben 1887 einen offenen Brief an Jean-Charles Alphand (1817–1891), den Kommissar der Weltausstellung, der unter Napoleon III. und George Eugène Haussmann für Paris zahlreiche Grünanlagen und Platzgestaltungen entworfen hatte: „Monsieur et chère compatriote! Wir Schriftsteller, Maler, Bildhauer, Architekten und leidenschaftliche Liebhaber der bisher unangetasteten Schönheit von Paris protestieren im Namen des verkannten französischen Geschmacks mit aller Kraft gegen die Errichtung des unnötigen und ungeheuerlichen Eiffelturms

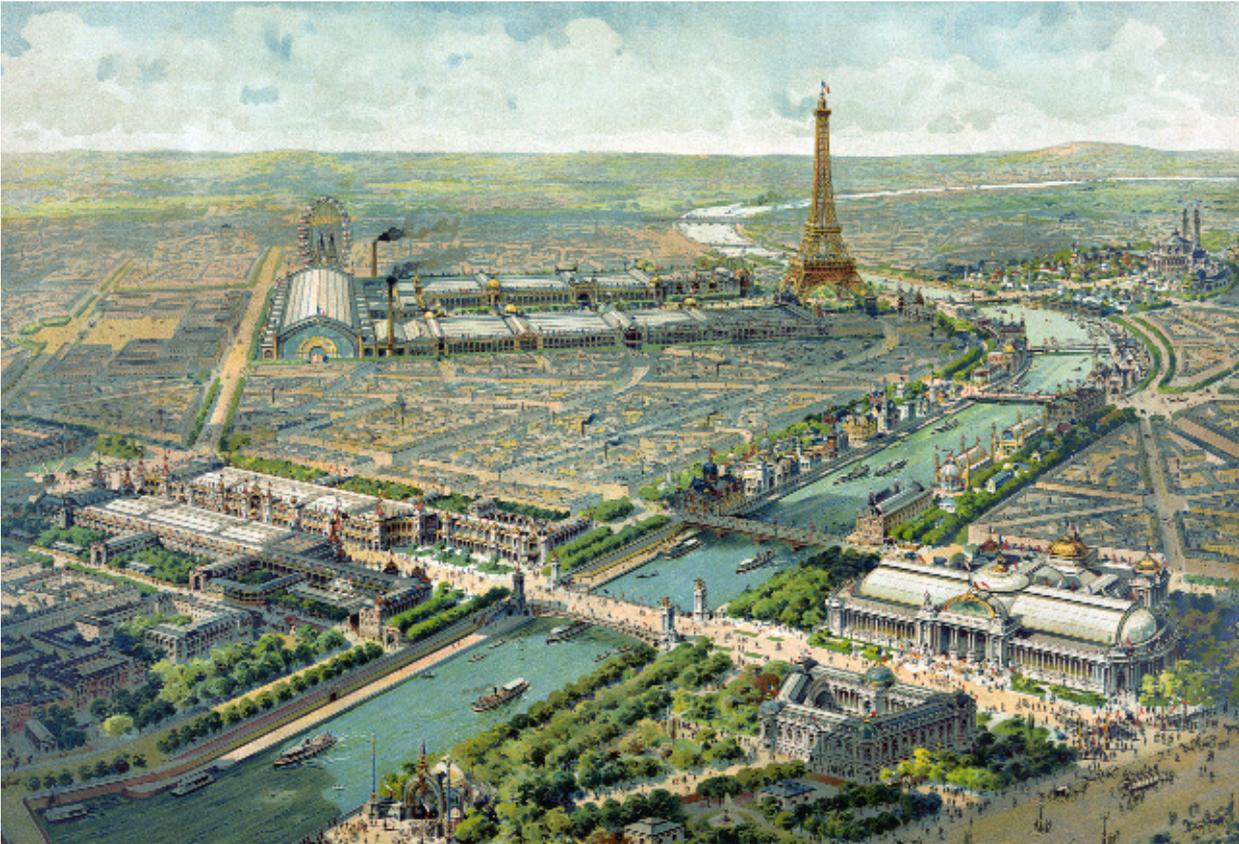
im Herzen unserer Hauptstadt, den die oft von gesundem Menschenverstand und Gerechtigkeitsgefühl inspirierte Spottlust der Volksseele schon den Turm zu Babel getauft hat. Wird die Stadt Paris sich wirklich den überspannten, den geschäftstüchtigen Phantastereien eines Konstrukteurs anschließen, um sich für immer zu schänden und zu entehren? Denn zweifelt nicht daran, der Eiffelturm, den nicht einmal das kommerzielle Amerika für sich haben möchte, ist die Schande für Paris. Um zu begreifen, was wir kommen sehen, muss man sich einen Augenblick einen schwindelerregenden, lächerlichen Turm vorstellen, der wie ein riesiger, düsterer Fabrikschlot Paris überragt, muss sich vorstellen, wie alle unsere Monumente gedemütigt, alle unsere Bauten verkleinert werden, bis sie in diesem Albtraum verschwinden. Und zwanzig Jahre lang



3 Paris, Eiffelturm mit Fontäne zur Weltausstellung 1889.



4 Schematische Zeichnung des Eiffelturms mit technischen Daten.



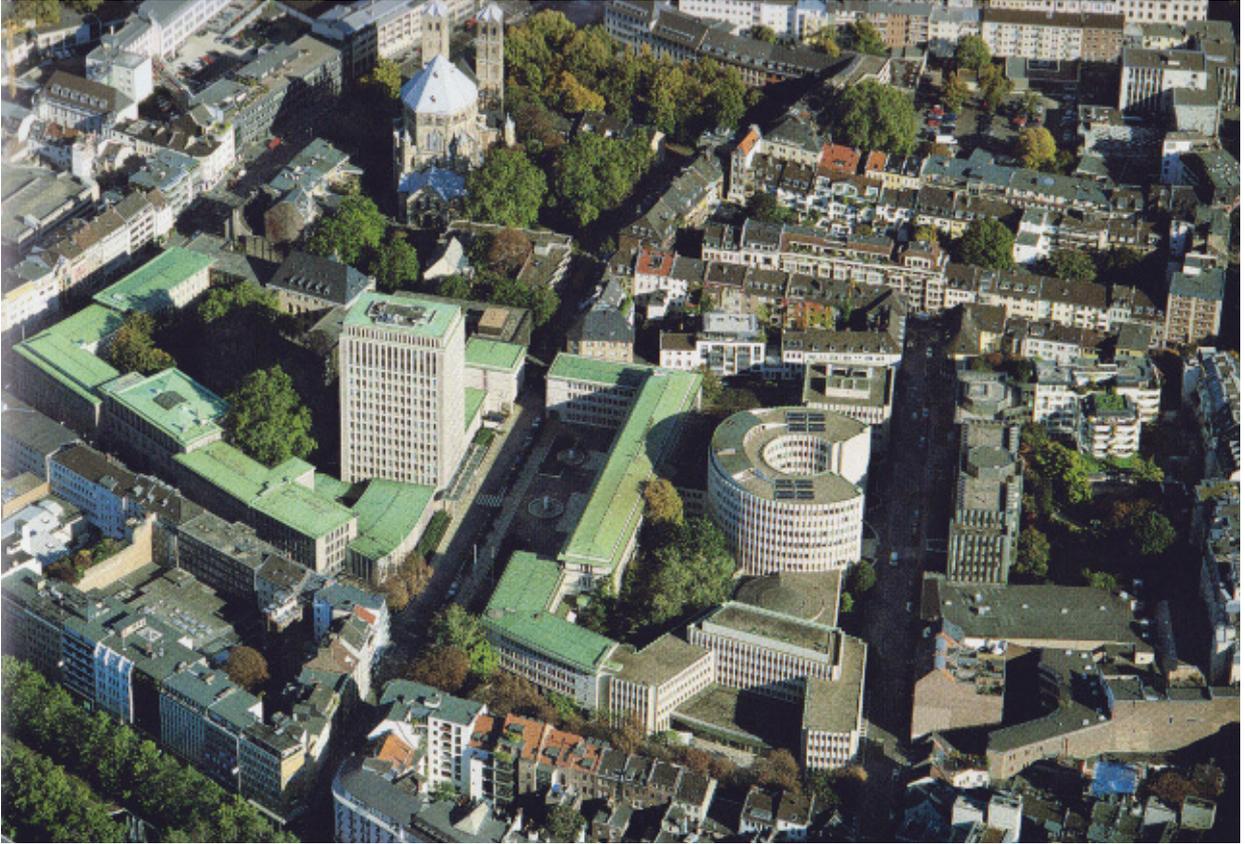
5 Paris, Gelände der Weltausstellung 1900.



6 Paris, Eiffelturm. Im Vordergrund Adolf Hitler mit Entourage. Fotomontage von 1940.

werden wir den verhassten Schatten dieser verhassten Säule aus zusammengeschraubtem Eisen sich wie einen Tintenfleck ausdehnen sehen. Ihnen, Monsieur et chère compatriote, Ihnen, der Sie Paris so sehr lieben, der Sie es verschönert haben, gebührt die Ehre, es noch einmal zu verteidigen. Und wenn unser Warnruf nicht vernommen wird, wenn unseren Vorstellungen kein Gehör geschenkt wird, wenn Paris darauf besteht, Paris zu entehren, dann haben wenigstens Sie und wir einen ehrenvollen Protest laut werden lassen.“³

Die zeitgenössischen Proteste können überwiegend dem ästhetisch eher traditionalistisch argumentierenden Milieu der etablierten Kunstfreunde zugeordnet werden, denen das geplante Bauwerk zu schlicht, zu wenig steinern-monumental, zu ingenieurmäßig-funktional, zu hoch, kurz: zu prosaisch erschien. Gerügt wurde außerdem, dass der Turm, dieses nackte Eisengerüst, dann nicht wenigstens unmittelbar nach Ende der Weltausstellung – wie die meisten anderen Gebäude – wieder entfernt werden, sondern zumindest zwanzig Jahre an seinem Standort verbleiben und somit den Skandal perpetuieren sollte. Auf der anderen Seite gab es auch ob der ungewohnten Konstruktion und ihrer revolutionären Höhe reale Ängste: Diese bezogen sich auf die Fundamente, die Konstruktionshöhe, die Gefahr des Windbruchs, der möglichen Schädigung von Bauten und Einrichtungen der engeren Umgebung infolge des zu befürchtenden Einsturzes. Gustave Eiffel musste aus diesem Grund u. a. hohe Versicherungsgarantien übernehmen.



7 Köln, Blick auf die Bauten des Gerling-Konzerns mit St. Gereon (oben) und Ringstraße (unten). 2004.

Nach seiner Fertigstellung überwog allerdings die Zustimmung und touristisch war der Eiffelturm vom ersten Tag an, mit kurzen Unterbrechungen während der Kriege, ein großer Erfolg. Gustave Eiffel bestieg ihn am 31. März 1889, der Aufzug funktionierte noch nicht, und hisste eine riesengroße Tricolore. Spätestens ab jetzt avancierte das Bauwerk unbestritten zu einem der unveräußerlichen Symbole von und für Paris, ja, es steht letztlich bis heute für ganz Frankreich.

Staatsgäste wie Eroberer ließen sich auf ihm oder vor ihm fotografieren, am 2. April 1940 z. B. auch Adolf Hitler mit seiner Entourage, darunter Albert Speer und Arno Breker. Diese Herren werden u. a. deswegen hier erwähnt, da dieses Trio im 2. Kapitel eine besondere Rolle spielen wird. Am 24.6.1965 wurde der Turm in die französische Denkmalliste, das „Inventaire des monuments historiques“ eingetragen; seit 1991 führt ihn die UNESCO einschließlich seiner Umgebung in der Liste des Weltkulturerbes. Und ich denke, heute möchte ihn niemand mehr missen!

Das Hochhaus des Gerling-Konzerns in Köln

Bis heute prägen die Bauten des ehemaligen Gerling-Konzerns ein ganzes Stadtquartier innerhalb der Kölner Altstadt, gelegen zwischen der romanischen Kirche St. Gereon und der als Rückgrat der Neustadt zu bezeichnenden Ringstraße, hier deren Abschnitt Kaiser-Wilhelm-Ring. Die Gerling-Dynastie hatte sich dort seit den 1920er-Jahren



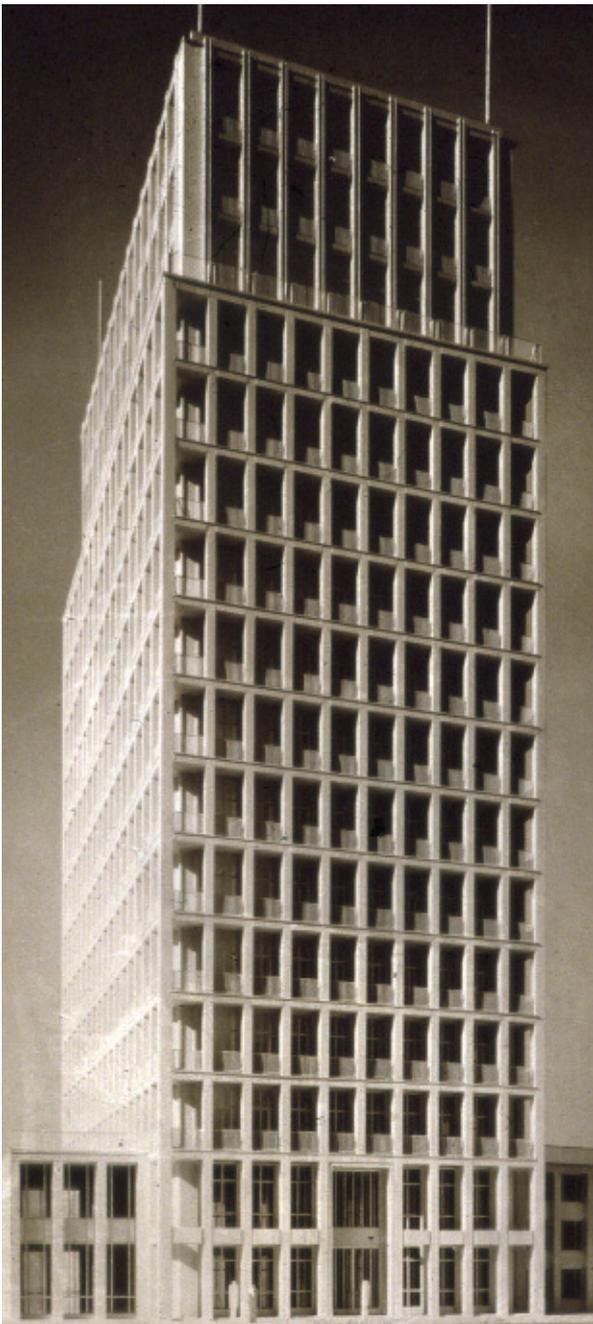
8 Köln, Von-Werth-Straße 14, Gerling-Konzern (Nachfolgebau des Palais Langen von Kurt Groote 1949–1951).

durch Übernahme des repräsentativen Palais Langen von 1882–1886 sowie durch den Neubau zweier, das Palais rahmender Flügelbauten, errichtet 1930 bzw. 1937 nach Plänen von Bruno Paul, ausgebreitet. Die Beschädigungen und Zerstörungen dieser eigenen Immobilien sowie deren später hinzugekauften Umgebung im Verlauf des Zweiten Weltkrieges beförderten dann seit 1948 die umfangreiche Bautätigkeit, die hier von Interesse ist. Für die Beurteilung des charakteristischen Stiles, den die beiden Bauherren, Robert Gerling (1878–1935), der Gründer, sowie sein Sohn Dr. Hans Gerling (1915–1991) für ihre Konzern-Bauten vor

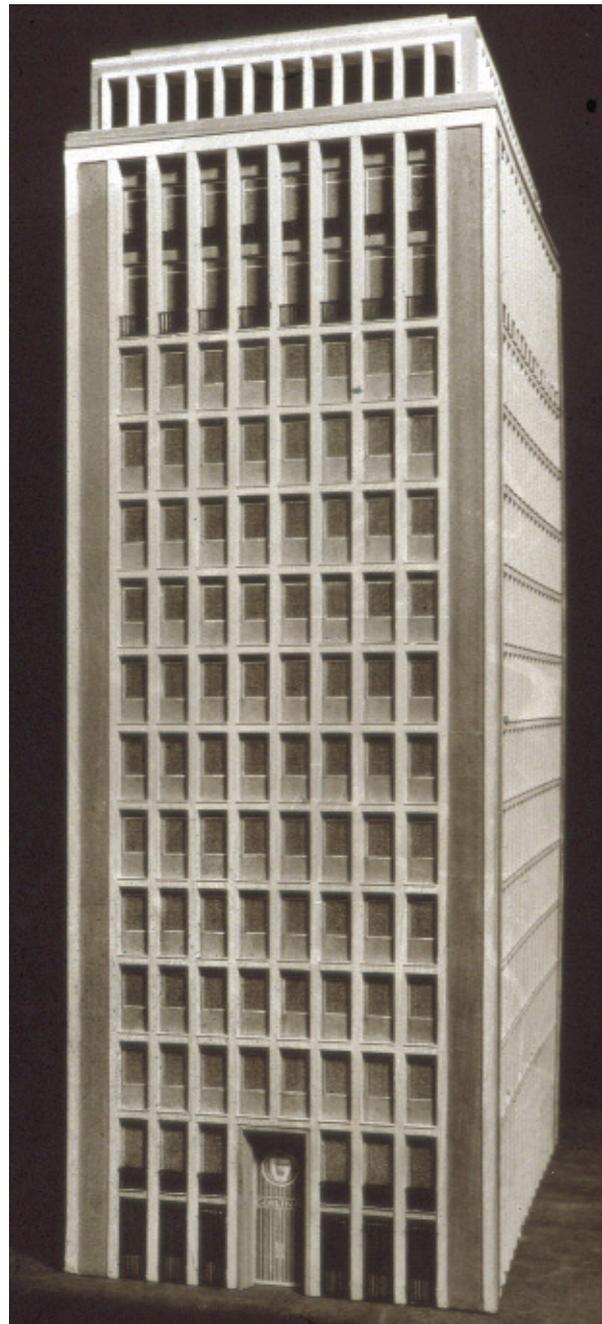
und nach dem Zweiten Weltkrieg, beispielsweise auch beim Nachfolgebau des beschädigten Palais Langen, bevorzugten, ist zu berücksichtigen, dass in der Versicherungs- und Banken-Branche während des 19. und 20. Jahrhunderts generell ein Hang zu einer klassisierenden Formensprache vorherrschte. Offenbar galt „dieser Stil als Markenzeichen und als Nachweis ihrer Solidität“.⁴

In die Kritik eines Teils der zeitgenössischen Öffentlichkeit sollte Bauherr Hans Gerling in den späten 1950er-Jahren vor allem dadurch geraten, dass er zu diesem Zeitpunkt immer noch sein umfangreiches Neubau- und Erweiterungsprogramm in dieser eigentlich nicht mehr modernen Stillage realisieren ließ (s. u.). Erst jetzt sollte es An-

stoß erregen, dass Gerling von Anfang an ausgerechnet solche Architekten und Künstler ausgewählt hatte, die aus dem inzwischen vollkommen diskreditierten Umfeld Hitlers und Speers stammten, denen gleichfalls NS-belastete Fachleute aus dem konzerneigenen Planungs- und Baubüro zugesellt worden waren. Zu nennen sind hier Kurt Grootte (1901–1953), Architekt des sogenannten „Schwarzen Corps“, und Arno Breker (1900–1991), Lieblings-Bildhauer Adolf Hitlers, außerdem Helmut Hentrich (1905–2001) und Hans Heuser (1904–1953) aus Düsseldorf. Der weniger prominente Erich Hennes (1912–1978), der in dem konzerneigenen Baubüro wirkte, hatte gleichfalls im Arbeitsstab von Albert Speer mitgearbeitet. Die Familie



9 Köln, Gerling-Konzern, Hochhaus-Projekt, Entwurf von Hentrich & Heuser 1950.



10 Köln, Gerling-Konzern, endgültiges Hochhaus-Modell von Hans Gerling, Erich Hennes und Arno Breker 1951–1952.

Gerling betonte übrigens stets, dass die Kontakte zu den Genannten schon aus der vor-nationalsozialistischen Zeit herrührten, etwa aus den gemeinsam in Elberfeld, heute ein Teil Wuppertals, verbrachten Jugendjahren.⁵

Zurück zum Thema „Bausünde“: Für die zeitgenössische rheinische wie stadtkölnische Denkmalpflege stellte in den frühen 1950er-Jahren nicht so sehr die vormalige Nähe aller Akteure zum Dritten Reich das gravierende Problem dar, auch nicht deren nach wie vor deutlich von jenem Milieu geprägte Formensprache, sondern vielmehr der Standort und vor allem die geplante Höhenentwicklung des Hochhauses am Gereonshof in seinem Bezug zur benachbarten romanischen Kirche St. Gereon. Diese war ihrerseits im Krieg stark beschädigt worden und stand nach mühevollen ersten Rettungsarbeiten am Beginn des Wiederaufbaus, der erst 1983 abgeschlossen werden sollte.

Köln verfügte bis dato nur über ein einziges Hochhaus, den von Jakob Koerfer 1924 entworfenen und errichteten Turmbau am Hansaring, einen Stahlbeton-Skelettbau von 65 Metern Höhe in expressionistischen Formen mit Klin-



11 Köln, Gerling-Konzern, westlicher Flügelbau, Dreikönigsrelief von Arno Breker. 1953.

kerverkleidung. Dessen 17 Geschosse bildeten jetzt das Referenzmaß für das geplante Gerling-Hochhaus, dessen Gestaltfindung sich seit 1949 verfolgen lässt und dessen Vollendung im Januar 1953 gefeiert wurde. Zunächst von Hentrich und Heuser in Stahlskelettbauweise für die Aufnahme großer Glasflächen entworfen, denen ein leicht wirkendes Rasternetz aus hellem Muschelkalk, umlaufende Balkone aufnehmend, vorgeblendet werden sollte, wandelte sich das statische wie ästhetische Konzept der Fassadengestaltung 1950/51 nach dem Willen Hans Gerlings mehr ins Steinere, es „verblockte“ deutlich: Das schlanke Stahlskelett wurde zunächst mit Beton ummantelt und schließlich mit mehrfarbigen Muschelkalk-Varietäten verkleidet; auf die umlaufenden Balkone verzichtete man, mit Ausnahme der beiden obersten Geschosse vor den Chefbüros.⁶ Das Staffelgeschoss fiel jetzt deutlich niedriger aus als in den Projektvarianten zuvor.

Hentrich und Heuser waren im März 1951 unter Protest von diesem veränderten Projekt zurückgetreten; der konzern eigene Architekt Erich Hennes übernahm jetzt die Bauausführung. Die Detailgestaltung des Hochhauses selbst, seiner niedrigen Flankenbauten sowie des Riegels vis-à-vis am Gereonshof wurde dem Bildhauer Arno Breker übertragen, wobei sich der Konzernchef selbst nach Kräften miteinbrachte. Brekers Muschelkalk-Reliefs mit den „heiligen Helfern“ Georg und Martin, einer versicherungsspezifischen Ikonologie folgend, außerdem sein Großrelief mit den Heiligen drei Königen vor dem Christuskind und Maria, eine sehr kölnische Sakral-Thematik, prägten ebenso wie weitere ornamentale Details den Gebäuden und Platzflächen rings um das Hochhaus, später dann auch den Erweiterungsbauten der 1960er-Jahre deutlich ihren Stempel auf.⁷

Die Höhenentwicklung und die spezifische Gestaltung des Neubaukomplexes waren für die Kölner Stadtverwaltung, Abteilung Stadtplanung, in den Jahren um 1950 kein Problem. Im Gegenteil: Die kommunalen „Verwalter“ der Kölner Ruinenlandschaft, deren unzerstörte Inseln in der Regel aus den damals ungeliebten gründerzeitlichen Wohn- und Verwaltungsbauten bestanden, die man ihrerseits so schnell wie möglich zu entsorgen bestrebt war, diese Vertreter des damaligen ganz normalen Zeitgeschmacks begleiteten die Planungen des Gerling-Konzerns mit äußerstem Wohlwollen und förderten sie nach Kräften. Bedenkenträger fanden sich nahezu allein unter den Denkmalpflegern von Stadt und Land. Hier befürchtete man vor allem einen negativen Einfluss des kecken Emporkömmlings auf Baugestalt und Wirkungsfeld der romanischen Kirche St. Gereon, besonders auf das kunsthistorisch singuläre Dekagon. Heute würde man dieses Problem „Beeinträchtigung der optischen Integrität“ des Bauwerks nennen, ein Phänomen, das in der Umgebung wichtiger Monumente immer wieder begegnet. Landeskonservator Franz Graf Wolff-Metternich und Kölns Stadtkonservatorin Hanna Adenauer, Verfasser von skeptisch gestimmten Gutachten, konnten sich schließlich gegenüber der Verwaltungsmeinung sowie den befürwortenden Plädoyers von Düsseldorfer Gerling-Freunden rund um den mächtigen

gen Stadtplaner Friedrich Tamms wenigstens mit der Forderung durchsetzen, neben Skizzen und Simulationen eine Ballonprobe am geplanten Baustandort durchführen zu lassen, die am 5. April 1950 stattfand.

Der städtische Planungsausschuss begutachtete das Ergebnis, die Baugenehmigung für die beantragten 17 Geschosse wurde am 14. Juli 1950 erteilt, die Denkmalpflege unterlag. Bis in die 1970er-Jahre leckte diese ihre Wunden in der Weise, dass in vielen kunsthistorischen Texten bzw. Feuilletons immer wieder auf die Unvereinbarkeit des Gerling-Hochhauses mit dem Dekagon von St. Gereon hingewiesen wurde. Erst sehr spät, etwa ab 1958 wurde dann auch die Kritik an der gelegentlich als „Kölnische Reichskanzlei“ bezeichneten imperialen Großanlage vernehmbar, womit erstmals die spezifische post-faschistische Stilfassung thematisiert und problematisiert wurde (s. o.).

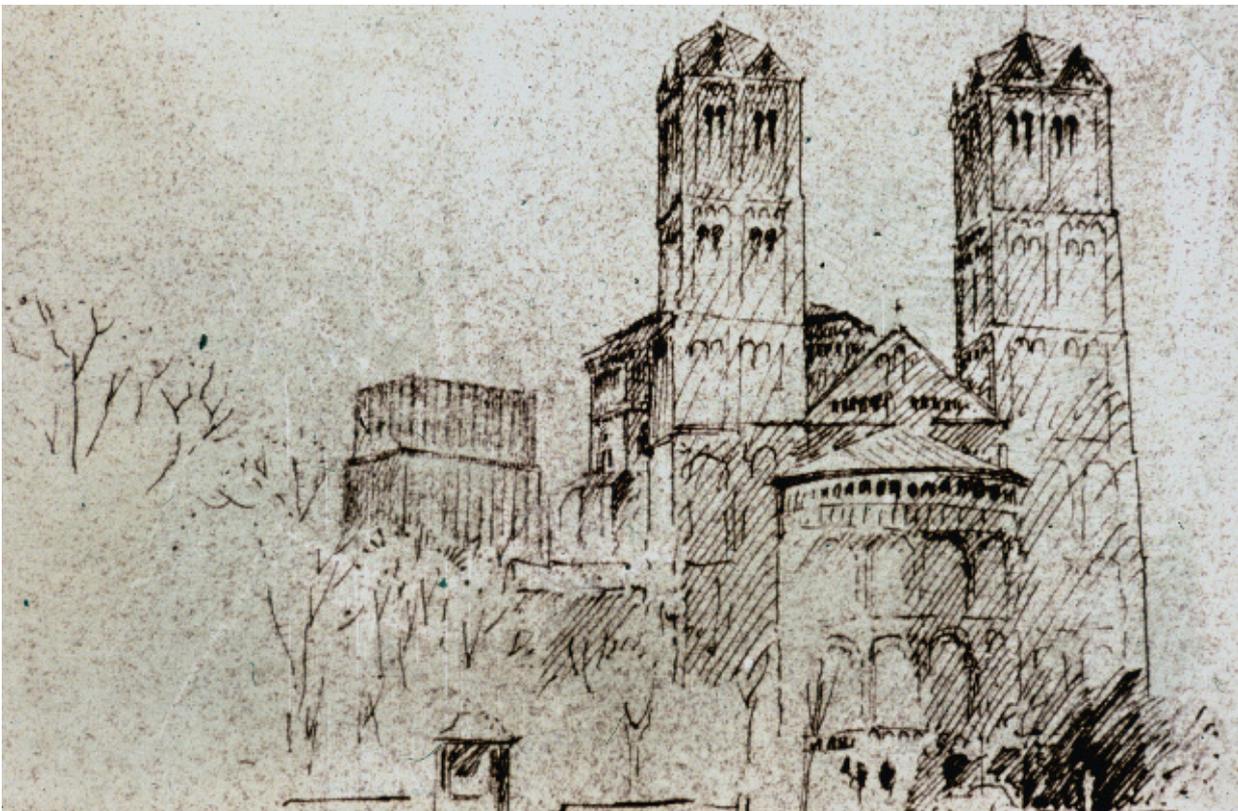
1978 im neuen Kölner Denkmälerverzeichnis für den Stadtbezirk 1 noch bewusst verschwiegen,⁸ wurde der Gerling-Komplex erst seit den 1980er-Jahren als potentielles Baudenkmal aus der Nachkriegsepoche offen diskutiert. Der Kölner Stadtkonservator publizierte 1986 im Benehmen mit dem Rheinischen Amt für Denkmalpflege in seiner Reihe „Stadtspuren – Denkmäler in Köln“ als Band 6 das Verzeichnis „qualitätvoller Architektur der 50er Jahre in Köln“.⁹ Jetzt galten die zwischen 1949 und 1958 errichteten Bauten des Gerling-Konzerns als Exempel für konservatives Bauen innerhalb der variantenreichen Epoche der 1950er-Jahre. Ihre Eintragung in die Denkmalliste der Stadt Köln erfolgte in den 1990er-Jahren. Die späteren Erweiterungen Richtung Süden, darunter der sogenannte

Rundbau, 1961–1966 nach Plänen von Franz-Heinrich Sobotka und Gustav Müller errichtet, folgten 2007 nach (vgl. Abb. 7, rechte Hälfte). Damit wurde die hier in Marl in den Fokus gerückte Epoche der „Architektur 60 plus“ erreicht.

Nach 2000 war der Gerling-Konzern aufgelöst bzw. umstrukturiert worden. Das gesamte Areal wurde, befördert und begleitet von der Kölner Stadtverwaltung, an einen Investor verkauft, der die Bauten in engem Kontakt zu Stadtplanung und Denkmalpflege (daher die erweiterte Eintragungsprozedur 2006/2007) für unterschiedliche Nutzungen wie Wohnen, Gastronomie, Hotellerie, Büros etc. umzubauen und zu restaurieren versprach. Gegenwärtig ist „Halbzeit“ für diesen seitens der Akteure als „anspruchsvoll“ erachteten Prozess der Umwandlung; die Beurteilung der Ergebnisse dieser Konversion aus denkmalpflegerischer Sicht ergäbe eine eigene, durchaus interessante Vorlesungsreihe.

Der sogenannte „Tausendfüßler“ in Düsseldorf

Mit diesem Beispiel eines denkmalpflegerischen „Karriersprungs“ rückt ein Verkehrsbauwerk der frühen Nachkriegszeit in den Fokus, als Vertreter einer Baugattung, die zu den wesentlichen Schwergewichten damaliger Stadtplanung und -gestaltung gehörte. Düsseldorfs Bauverwaltung wurde von 1948 bis 1969 entscheidend von dem im vorigen Kapitel erwähnten Friedrich Tamms (1904–1980) geprägt, der bis 1945 ebenso wie die zuvor genannten Gerling-Architekten und -Künstler zum Planungsstab oder



12 Köln, Gerling-Konzern, Höhensimulation des Hochhaus-Projekts von Hentrich & Heuser 1950.

zum Umfeld Albert Speers und damit Adolf Hitlers gehört hatte. Tamms weitsichtiges Verkehrskonzept bescherte dem stark kriegszerstörten Düsseldorf, 1946 zur Landeshauptstadt des neuen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen aufgestiegen, u. a. die vollkommen neue Trasse der Berliner Allee. Diese wurde in Nord-Süd-Richtung durch die Ruinenfelder der historischen Innenstadt geschlagen, parallel zur eleganten Königsallee, die hierdurch vom Durchgangsverkehr entlastet werden sollte. Der Weitsicht des eigentlich als Brücken-Konstrukteur geltenden Tamms verdankt Düsseldorf auch drei neue, einander ähnlich gestaltete Rheinbrücken, deren Zu- und Abfahrten ebenfalls tief in die vorhandene, damals ruinöse Stadtstruktur aus dem 19. Jahrhundert eingriffen.

Wegen anderweitig nicht zu lösender Anbindungsprobleme der von Norden durch den Hofgarten geführten



13 Düsseldorf, schematischer Grundriss des Tausendfüßlers.



14 Düsseldorf, Untersicht des Tausendfüßlers. 2006.

neuen Schnellstraße mit den beiden Armen Berliner Allee (Richtung Süden) und Immermannstraße (Richtung Osten, zum Hauptbahnhof) realisierte Tamms Planungsstab 1961–1962 den Overfly des im Volksmund rasch „Tausendfüßler“ genannten Verkehrsbauwerks. Düsseldorfs nördliche Innenstadt erhielt somit einen amerikanisch anmutenden städtebaulichen Akzent, den das sogenannte Dreischeidenhaus, 1957–1960 für die Zentralverwaltung des Thyssen-Konzerns von Helmut Hentrich und Hubert Petschnigg errichtet, noch verstärkte. Deren Büro firmierte seither unter dem Markenzeichen „HPP“ (Hentrich, Petschnigg, Partner) und konnte jetzt das Image des Dritte-Reichs-Klassizismus (genannt seien ihre Bauten an der Königsallee für die Trinkaus-Bank) rasch hinter sich lassen.

Die innerhalb des Hofgartens südlich der Kreuzung mit der Jägerhofstraße ansteigende Hochtrasse erreichte über dem neu geschaffenen, verkehrsreichen Jan-Wellem-Platz mit dem zentralen Straßenbahn-Knotenpunkt ihre maximale Höhe, gabelte sich dort in zwei Arme, die unter langsamer Absenkung die beiden neuen Straßenzüge Berliner Allee und Immermannstraße erreichten. Der Tausendfüßler hatte eine Gesamtlänge von 536 Metern.¹⁰ Der westliche Hauptarm Richtung Berliner Allee besaß eine Länge von 391 Metern und eine Breite von 13 Metern, der östliche Nebenarm Richtung Immermannstraße maß 145 Meter in der Länge und 10 Meter in der Breite. Die Maximalbreite betrug 25 Meter. „Zehn Y-förmige Stützen aus Stahl unter dem Bereich der Dreispurigkeit und 5+5 Standardstützen [ebenfalls aus Stahl, alle dunkelblau gefasst; Anm. des Verf.] unter dem geteilten je zweispurigen Abfahrtsbereich trugen den aus Spannbeton erstellten Überbau. Bei einer Bauhöhe von 1,0 Meter wies die Vollplattenkonstruktion eine Regelstützweite von 25 Meter auf, was als sehr schlank bezeichnet werden kann. Im Querschnitt erkennt man eine doppelte Welle im unteren Bereich der Konstruktion.“¹¹ Dank der sparsam, aber wirkungsvoll eingesetzten Farbfassung der Betonteile, deren Schalungsspuren dank sorgfältiger Ausführung derselben regelmäßig und „sauber“ verliefen, wurde von unten, aus Fußgängersicht, ein eleganter, fast schwerelos wirkender Eindruck erzielt.

Der Westzweig schien fast den ausladenden Vierungsbereich der evangelischen Johanneskirche zu berühren, errichtet 1875–1881 in Formen des Berliner Rundbogenstils nach Plänen von Walter Kyllmann und Adolf Heyden mit stadtbildprägendem Turm samt grün patinierter Spitze. Die Epoche des Späthistorismus galt damals noch nicht als denkmalwert, sodass im Verlauf der Planungsüberlegungen sogar ein Abriss des kriegsbeschädigten Sakralbaus ernsthaft erwogen wurde.

Dagegen wehrten sich seit Bekanntwerden der Tamms'schen Planungen Teile der Düsseldorfer Öffentlichkeit ebenso wie gegen die beabsichtigten Eingriffe in den Bestand des Hofgartens, wo vor allem auch die künstlerisch gestalteten Wasserflächen betroffen waren. Am 15. Januar 1961 demonstrierten 10.000 Menschen vor dem Düsseldorfer Rathaus, anschließend zogen sie zum Hofgarten. Die Proteste hatten teilweise Erfolg; die negativen

Folgen der geplanten „Bausünde“ für das geliebte Grün konnten ebenso abgemildert werden wie hinsichtlich des baulichen Bestands der Johanneskirche, obwohl deren „optische Integrität“ im Sinne der reinen Lehre des klassischen Städtebaus und denkmalpflegerischer Maximen von heute wahrlich nicht gewahrt blieb. Auch hier sollten sich mit den Zeitläufen die Bewertungskriterien ändern.

Am 13. Dezember 1993 wurde auf der Basis eines Gutachtens, das Axel Föhl vom Rheinischen Amt für Denkmal-



15 Düsseldorf, der Tausendfüßler als Nachbar der Johanneskirche. 1991.



16 Düsseldorf, Kö-Bogen, Planungsvariante der Molestina-Architekten.

pflege verfasst hatte, der Tausendfüßler in die Denkmalliste der Stadt Düsseldorf eingetragen, als typisches, zudem architektonisch elegantes Beispiel für den anspruchsvollen Verkehrsbau zur Zeit des Wirtschaftswunders.¹² Nach der Jahrtausendwende wurden neue U-Bahn-Planungen und neue städtebauliche Konzepte für den Jan-Wellem-Platz und den benachbarten Gustaf-Gründgens-Platz vor dem Schauspielhaus diskutiert, initiiert vor allem durch das Düsseldorfer Architekturbüro Ingenhoven. Das denkmalgeschützte Schauspielhaus von Bernhard Pfau, seit 1959 geplant und 1965–1968 in spannungsreichem Kontrast zu dem inzwischen ebenfalls denkmalgeschützten sogenannten Dreischeibenhaus errichtet, sollte wie dieses eine vollkommen neue Umgebung erhalten. Der Tausendfüßler galt nun als überflüssig, er wurde seitens der Initiatoren dieser radikalen städtebaulichen Neuordnung nun auch verbal wieder als „Bausünde“ aus der verkehrs-„besoffenen“ Nachkriegszeit attackiert. Autoverkehr und öffentlicher Nahverkehr sollten jetzt in den Untergrund verbannt werden; trotz Denkmalschutz sollte der Overfly verschwinden. Der Sieger des 2013 veranstalteten Wettbewerbs, Daniel Libeskind, entwarf gemeinsam mit Molestina Architekten sowie den Landschaftsarchitekten FSWLA eine vollkommen neue Bau- und Parkgestaltung für das weiträumige Areal, das unter dem griffigen Markenzeichen „Kö-Bogen“ firmierte.

Die Denkmalbehörden von Stadt und Landschaftsverband Rheinland widersprachen dieser Planung. Viele Bürgervereine, der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, der Bund Deutscher Architekten opponierten und reichten Gegenvorschläge ein mit dem Ziel des Erhalts des Tausendfüßlers. Auf der Basis zweier Gutachten „Pro und Contra“ entschied der zuständige Minister Harry Voigtsberger am 12. Juni 2012 zugunsten des Abrisses des Verkehrsbauwerks. Der Protest der genannten Bürgervereine, seit 2006 vereint unter dem Motto „Lott stonn!“, blieb erfolglos.

Trotz zahlreicher Publikationen, Presse-Aktivitäten, Demonstrationen (am 24. Februar 2013 gingen ca. 30.000 Bürger für den Erhalt auf die Straße) und weiterer Aktionen bei einem Volksfest und im Karneval verfügte die Stadt Anfang 2013 den Abriss des Baudenkmals Tausendfüßler. Mittlerweile sind die Neubauten des sogenannten Kö-Bogens und der neue Südrand des Hofgartens vollendet, die neue U-Bahn-Linie ist ebenfalls in Betrieb, der Autoverkehr verläuft jetzt im Tunnel, statt oberirdisch über den Tausendfüßler.

Was ist aus diesen Erfahrungen zu lernen? Offenbar sind heftige Schwankungen bei der Urteilsfindung naturgegeben, unvermeidlich, unabwendbar und zwar in der Regel im Abstand von einer oder zwei Generationen, manchmal sogar in noch viel kürzeren Intervallen. Oftmals kündigt sich der mögliche „Karrieresprung“ von der „Bausünde“ zum „Baudenkmal“ sogar schon mit dem Richtfest und der Eröffnung an: Das vollendete Bauwerk übt, häufig medial unterstützt, seinen Zauber, seine Bildmacht aus. Der während der Planungsphase noch ungeliebte und vehement bekämpfte Neankömmling wird rasch und

erfolgreich integriert. Gelassenheit, Klugheit, ein Gespür für das richtige Timing sind ebenso wie Weisheit Tugenden, die nicht nur in der Denkmalpflege geübt werden



17 Düsseldorf, Initiative „Lot Stonn“ für den Erhalt des Tausendfüßlers seit 2006.



18 Düsseldorf, Abriss des Tausendfüßlers. Aufnahme vom 7.4.2013.

sollten. Konkret: Die baulichen Zeugen der jüngeren Epochen seit etwa 1980 stehen für die wissenschaftliche und emotionale Zuwendung der Fachwelt wie des Publikums bereit.

Anmerkungen

- 1 Hiltrud Kier, *Architektur der 50er Jahre. Bauten des Gerling-Konzerns in Köln*. Frankfurt, Leipzig 1994, S. 51.
- 2 Gustave Eiffel, zitiert nach Leonardo Benevolo, *Geschichte der Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts* Bd. 1. München 1964, S. 164.
- 3 Zitiert nach Benevolo 1964 (wie Anm. 2) S. 165–166.
- 4 Kier 1994 (wie Anm. 1) S. 36. Die folgende Baugeschichte der Gerling-Bauten folgt dieser Publikation.
- 5 Mündliche Information von Hiltrud Kier (o. D.).
- 6 Wolfram Hagspiel / Erhard Schlieter, Vom „Wintergarten“ zum „Colonus“, in: *Baukultur* 1984/5, S. 30 (Bildunterschrift).
- 7 Nach Kier 1994 (wie Anm. 1) S. 47–64.
- 8 Kier 1994 (wie Anm. 1) S. 9–10.
- 9 Wolfram Hagspiel / Hiltrud Kier / Ulrich Krings, *Köln: Architektur der 50er Jahre in historischen Aufnahmen und neuen Fotos von Dorothea Heiermann*. *Stadtspuren – Denkmäler in Köln* Bd. 6. Köln 1986.
- 10 Die Daten entstammen dem Artikel auf Wikipedia: Tausendfüßler (Düsseldorf). [https://de.wikipedia.org/wiki/Tausendfüßler_\(Düsseldorf\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Tausendfüßler_(Düsseldorf)) (abgerufen: 8.11.2016). Für alle weiteren in diesem Kapitel genannten spezifischen Daten und Fakten sei verwiesen auf folgende, äußerst informative Publikation: Manfred Droste / Hagen Fischer (Hg.), *Der Düsseldorfer Tausendfüßler. Die Auseinandersetzung um den Erhalt der Hochstraße und um die Kö-Bogen-Planung*. Düsseldorf 2015, passim. Die Daten der sonstigen hier erwähnten Bauten Düsseldorfs sind der einschlägigen Fachliteratur (Georg Dehio, *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Rheinland etc.*) zu entnehmen.
- 11 Grassl Beratende Ingenieure Bauwesen, *Das Projekt Hochstraße Tausendfüßler* im Archiv der Firma Grassl (abgerufen: 18.11.2006); Fritz Leonhardt, *Brücken – Ästhetik und Gestaltung*. Stuttgart 1982, S. 135; Wikipedia, Tausendfüßler (Düsseldorf). [https://de.wikipedia.org/wiki/Tausendfüßler_\(Düsseldorf\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Tausendfüßler_(Düsseldorf)) (abgerufen: 8.11.2016).
- 12 Axel Föhl, in: Droste/Fischer (wie Anm. 10) S. 169–179.

Bildnachweis

- 1 Wikipedia, Hagia Sophia. https://de.wikipedia.org/wiki/Hagia_Sophia (abgerufen: 21.10.2016), Foto Arild Vågen, 2013, CC BY-SA 3.0. — 2–4, 6 Wikipedia, Eiffelturm. <https://de.wikipedia.org/wiki/Eiffelturm> (abgerufen: 21.10.2016); 2 Foto von Wladyslaw, CC BY 3.0; 3 Foto von Unbekannt, gemeinfrei; 4 Foto von Alabasterstein based on Eiffel tower.svg, CC BY-SA 3.0; 6 Foto vom Bundesarchiv, Bild 183-H 28708 / Heinrich Hoffmann, CC BY-SA 3.0. — 5 Wikipedia, Weltausstellung Paris 1900. https://de.wikipedia.org/wiki/Weltausstellung_Paris_1900 (abgerufen: 21.10.2016), Vorlage: Lucien Baylac (1851–1913), gemeinfrei. — 7 Köln, Stadtkonservator / Rheinisches Bildarchiv (RBA), Dirk Lauber, 2004. — 8–12 Köln, Stadtkonservator / Rheinisches Bildarchiv (RBA), aus Archiv Gerling. — 13, 14, 18 Wikipedia, Tausendfüßler (Düsseldorf). [https://de.wikipedia.org/wiki/Tausendfüßler_\(Düsseldorf\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Tausendfüßler_(Düsseldorf)) (abgerufen: 21.10.2016); 13 Foto von Radschläger, CC BY-SA 3.0; 14 Foto von Johann H. Addicks, CC BY-SA 3.0; 18 Foto von Perlblau, CC BY-SA 3.0. — 15 Denisa Richters, *Die Geschichte des Kö-Bogens*. Rheinische Post Online vom 30.10.2015. <http://www.rp-online.de/nrw/staedte/duesseldorf/koe-bogen-geschichte-vom-zweiten-weltkrieg-bis-heute-aid-1.5521759> (abgerufen: 21.10.2016), Foto von Elmar Hartmann. — 16, 17 Manfred Droste / Hagen Fischer (Hg.), *Der Düsseldorfer Tausendfüßler. Die Auseinandersetzung um den Erhalt der Hochstraße und um die Kö-Bogen-Planung*. Düsseldorf 2015, S. 15. 125.

Scheinbar unscheinbar. Rede zur Preisverleihung der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“

Die Initiative Iserlohn-Denkmal e.V. und ihr Haus Südengraben 28

Fred Kaspar

I.

Mit dem Begriff „Kleine Bürgerhäuser“ sind nicht putzige, kleine Häuser, sondern die Häuser der sogenannten Kleinen Leute gemeint. Kleine Bürgerhäuser stehen noch immer im Schatten sowohl der öffentlichen als auch der wissenschaftlichen Wahrnehmung. Sie werden nach wie vor kaum von der historischen oder von der sozialgeschichtlichen Forschung gesehen. In den historischen Städten sind sie in aller Regel nicht das Ziel der Besucher und werden auch nicht als touristisches Ziel ausgewiesen. Ausnahmen sind nur die insbesondere wegen ihres malerischen Bildes besuchten großen sozialen Stiftungsanlagen wie etwa die Fuggerei in Augsburg oder die sogenannten Gänge in norddeutschen Städten wie Lübeck.

Kleine Bürgerhäuser werden allerdings nicht aus formalen Gründen, also nicht wegen ihrer geringen Größe, übersehen, sondern hier wirkt ein komplexes Bündel von Ursachen. Diese Beschreibung des Zustandes ist keine subjektive Wahrnehmung einer hiervon betroffenen Interessenvertretung, sondern lässt sich an unterschiedlichen Indikatoren belegen. Einer der zentralen Faktoren dürfte sein, dass die historischen Wissenschaften, insbesondere die baugeschichtliche Forschung noch immer von kunst- und architekturgeschichtlichen Fragen dominiert werden. Deshalb stehen im Zentrum des Interesses allzu schnell gestaltete, also schöne Fassaden und aufwendige Raumausstattungen, die sich aber eher in den großen Bürgerhäusern, den Behausungen der wohlhabenden Kaufleute, finden lassen. Vor diesen Kriterien scheint das kleine Bürgerhaus zumeist nur wenig zu bieten. Die gern als „schön“ und damit als „erhaltenswert“ verstandenen historischen, großen Bürgerhäuser sind allerdings nicht der Lebensraum eines Großteils der Bevölkerung in Stadt und Dorf gewesen.

Dort, wo kleine Bürgerhäuser die Wellen der sogenannten Stadtsanierung des 20. Jahrhunderts überstanden hatten, führte dies in der Regel zu einer Romantisierung der abgelegenen Straßen, etwa durch eine schöne, altstadtgerechte Pflasterung oder mit Hilfe vor den Fenstern und am Straßenrand gepflanzter Blumen. Ein solcher Umgang wird aber den dort noch erhaltenen kleinen Bürgerhäusern ebenso wenig gerecht wie ihre Verklärung als kleinbürgerliche Idylle oder die Reduktion ihrer Wahrnehmung als Bestandteil einer romantischen Gasse. Eine Vermittlung anderer Kriterien ist bei der Betrachtung baulicher und städtebaugeschichtlicher Strukturen bislang allerdings kaum eingeübt, wird daher vielfach von den Passanten auch nicht gedacht und entsprechend nur wenig verbreitet. Die Kulturgeschichtsschreibung und ihre Vermittlung orientieren sich zumindest für die vorindustrielle Zeit

weniger an der realen Situation der breiten Bevölkerung, sondern noch immer vor allem an der Lebenswelt der „Oberschichten“. Hier liegt trotz der vielen gesellschaftlichen Umbrüche und Umorientierungen des 20. Jahrhunderts eine merkwürdige Tradition von Vorstellungen des 19. Jahrhunderts vor.

Obwohl kleine Bürgerhäuser statistisch den größten Bestand der Bausubstanz in Stadt und Dorf bilden, werden sie also noch immer für die heutigen Zeitgenossen vor allem wegen der hier nur kurz angerissenen Ursachen kaum „sichtbar“, kaum als eigener Beitrag der Geschichte verständlich und in ihrer immensen Bedeutung für die Geschichte eines Großteils der Bevölkerung erkennbar. Aufklärung über die realen baulichen und sozialen Strukturen in den Städten ist daher eine der zentralen Aufgaben der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“, deren Namensgebung ja schon auf diese wenig beachtete Seite der Lebenswelten hinweisen soll. Auch wenn es im Einzelnen mühsam ist, immer wieder von Neuem auf die offensichtlich unterschätzte Bedeutung der kleinen Bürgerhäuser hinzuweisen, bestätigt uns das nach wie vor geringe Interesse an diesen Bauten in der Notwendigkeit unseres Tuns.

II.

Mit diesen einführenden Worten wurde nicht nur einiges Programmatisches über die Ziele der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ gesagt, sondern zugleich auch der Rahmen abgesteckt, in dem der diesjährige Preisträger des von ihr ausgelobten Preises *scheinbar unscheinbar* zu sehen ist. Hiermit wird ein im wahrsten Sinne unscheinbares Haus in den Mittelpunkt gestellt, das tatsächlich bislang auch kaum wahrgenommen worden ist. Es handelt sich um das Gebäude Südengraben 28 in Iserlohn im märkischen Sauerland, ein ungewöhnlich kleines Haus mit einer Grundfläche von nur knapp 20 m². Das kleine, seit Langem verputzte Fachwerkhaus galt bislang nur als bemerkenswert, weil es gegen eine massive, die rückwärtige Traufwand bildende Mauer gebaut ist. Bei dieser handelt es sich offensichtlich um einen der letzten Reste der ehemaligen Stadtmauer von Iserlohn.

Die spezielle Geschichte des Hauses blieb allerdings weitestgehend unbekannt. Dies liegt zum einen daran, dass man nur wenig Sicheres über die Stadtbefestigung von Iserlohn weiß. Wie andernorts besteht auch in dieser Stadt eine eher ahistorische Sichtweise auf das, was unter dem Begriff „Stadtmauer“ verstanden wird. So wird gemeinhin die Verleihung der Stadtrechte und des damit verbundenen Rechtes zum Bau einer Befestigung mit der Errichtung der Stadtmauer gleichgesetzt. Allerdings dürfte für diese



1 Detmold, Bruchmauerstraße um 1900, Blick zur Langen Straße. Die enge Bebauung der Mauergasse wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend abgebrochen, weil die dortigen Verhältnisse als unhaltbar empfunden wurden. Auf der rechten Seite verschiedene Mauerhäuser aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.



2 Detmold, Adolfstraße. Mauergasse mit einer geschlossenen Reihe von Mauerhäusern aus dem 17. Jahrhundert. Zustand nach Sanierung und Einrichtung zu bürgerlichen Stadtwohnungen im Jahr 2012.



3 Iserlohn, Südengraben 28. Ansicht des Mauerhauses von Nordosten. 2016.



4 Detmold, Auguststraße 7. Die Seitenansicht des schmalen Mauerhauses von Fachwerk zeigt, dass die Stadtmauer noch immer in dem unteren Teil des Gebäudes erhalten ist. 2009.

zunächst eine Palisade oder ein Wall mit vorgelagertem Graben als ausreichend gegolten haben. Wann und wie dann später die massive Mauer errichtet wurde, ist gänzlich unbekannt. Trotz dieser unklaren Fakten hat das Haus aber sehr viel mit der Geschichte der Stadtbefestigung von Iserlohn zu tun. Ob das Haus an die Stadtmauer angebaut wurde oder aber durch Ausbau eines ehemaligen Mauerturmes entstanden ist, entzieht sich bislang konkreter Kenntnis. In den letzten Monaten wurden verschiedene Überlegungen zur möglichen Entstehung des Gebäudes angestellt und Thesen entwickelt. Vor allem eine inzwischen angelaufene baugeschichtliche Untersuchung des Gebäudes selber wird bei der Klärung der vielen offenen Fragen weiterhelfen können.

Bei dem Haus handelt es sich offensichtlich um eines der sogenannten Mauerhäuser, die man auch in vielen anderen Städten an der Innenseite der Stadtmauer errichtete. Mauerhäuser entstanden seit dem Spätmittelalter landauf, landab zunehmend in den Abschnitten der Stadtbefestigungen, die nicht mehr in dem Maße zur Verteidigung notwendig schienen.¹ Hierzu zählten seit dem 16. Jahrhundert insbesondere die Mauerabschnitte, denen man außen weitere Wälle oder einen Zwinger vorgelegt hatte. Hierzu konnten aber auch Bereiche gehören, die – wie hier in Iserlohn – durch einen steilen Hang recht gut gegen eine Erstürmung oder Überkletterung gesichert waren.

Ab wann es solche Mauerhäuser auch in Iserlohn gab, ist weder durch schriftliche Nachrichten bekannt noch – auf Grund der vielen Stadtbrände – durch erhaltene ältere bauliche Zeugnisse zu belegen. So bleibt auch unklar, ob das hier zu besprechende Haus einen Vorgängerbau hatte. Für Iserlohn liegen vereinzelt schon frühere Belege für den Bau von Mauerhäusern vor. So wird z. B. 1670 von „einem Häußken“ am Dicken Turm berichtet, das auf städtischem Grund an der Mauer errichtet sei und für das der Rat eine jährliche Pacht erhielt.² Es gibt Indizien dafür, dass es am Südengraben auf dem Abschnitt der heutigen sechs Hausstätten Südengraben 24 bis 34 zunächst noch mehrere solcher kleinen Mauerhäuser gab: Vor 1828 wurden hier insgesamt zwölf inzwischen nicht mehr vollständig vorhandene Hausstätten gezählt, die man auf die heute noch existierenden größeren sechs Stätten reduzierte.³

Schon im Zuge einer ersten Beschäftigung erweist sich also das kleine Haus in Iserlohn als Katalysator vieler weitergehender Fragen und damit als eine wichtige Quelle zur Geschichte der Stadt, auch wenn diese bislang erst ansatzweise lesbar gemacht werden konnte. Wichtig ist, dass diese Quelle durch das Eingreifen einer Bürgerinitiative nun nicht nur restauriert wird und damit sicher erhalten bleibt, sondern auch zum Sprechen gebracht werden soll. Hierzu gehören sowohl archivalische Studien, um mehr über die Bewohner und Besitzer des Hauses sowie der an-



5 Detmold, Auguststraße 1 bis 7. Die schmalen Mauerhäuser von Fachwerk ruhen rückwärtig auf der Stadtmauer. Ansicht der im Laufe des 17. Jahrhunderts errichteten Häusergruppe von der Grabenseite. 2009.

schließenden Häuser zu erfahren, wie auch die baugeschichtliche Untersuchung des Gebäudes. Mit dieser ist bereits begonnen worden, doch lässt sie sich erst während seiner Sanierung und Restaurierung in vielen, bislang durch Putz und Tapeten verdeckten Details weiterführen, sodass endgültige Ergebnisse erst mit Abschluss der Sanierung vorliegen werden.

III.

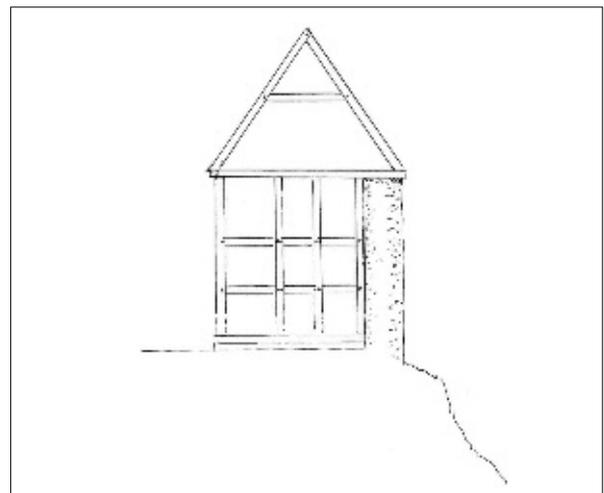
Was wissen wir bislang über das Haus? Bei einer ersten Bauuntersuchung stand die Frage im Zentrum, was die erhaltenen und trotz Putz und Verkleidungen erkennbaren Teile der Konstruktion und der aus Fenster, Türen und Putzen bestehenden Ausstattung über die Entwicklungsgeschichte des Gebäudes und der Stadtmauer sagen können. Obwohl es sich nur um ein sehr kleines Haus handelt, erwies sich die Untersuchung als äußerst komplex und voller offener Fragen. Sicher war bislang nur, dass es sich offensichtlich um das einzige noch erhaltene Mauerhaus in Iserlohn handelt und dass das bestehende Haus erst nach einem Stadtbrand von 1677 errichtet sein kann. Eine weitere Klärung seiner Geschichte brachte eine dendrochronologische Untersuchung der verzimmerten Bauhölzer durch die LWL-Denkmalpflege im Frühjahr 2016. Danach ist das tragende Holzgerüst des Hauses in den Jahren nach 1764 bzw. um 1765 verzimmert worden.⁴ Das kleine Haus stellt also möglicherweise schon einen Ersatzbau dar, der aus nicht bekannten Gründen an Stelle eines hier zuvor stehenden Mauerhauses errichtet worden ist.

Der sowohl die Rückwand wie den östlichen Giebel des Hauses bildende Mauerzug ist unmittelbar über der oberen Kante des steilen Abhanges zwischen der Stadt Iserlohn und der im Tal liegenden Iserlohner Altstadt auf dem anstehenden Felsen aufgemauert, wobei sich die erkennbare Mauerkrone etwa 3,75 Meter über dem historischen Straßenniveau in der Stadt Iserlohn und etwa 4,00 Meter über dem Fels an der Außenseite befindet. Die Mauer ist ohne Nischen mit zweischaligem Mauerwerk aus Bruchstein in Kalkmörtel mit einer Stärke von 0,85 Meter aufgebaut.⁵ Nach Vergleichsbeispielen in anderen Städten dürfte die Krone der Stadtmauer im Mittelalter mit 6 bis 7 Meter deutlich höher gewesen sein. Tatsächlich ist für einen anderen Abschnitt der Stadtmauer von Iserlohn bekannt, dass der Rat dort im Jahr 1704 die Fläche vor der Mauer mit der Auflage verkaufte, dass beim Anbau eines Hauses diese nicht nur in der Höhe von 12 Fuß (also ca. 4 Meter) erhalten bleiben müsse, sondern in ihr nur kleine und vergitterte Fenster eingebrochen werden dürften.⁶

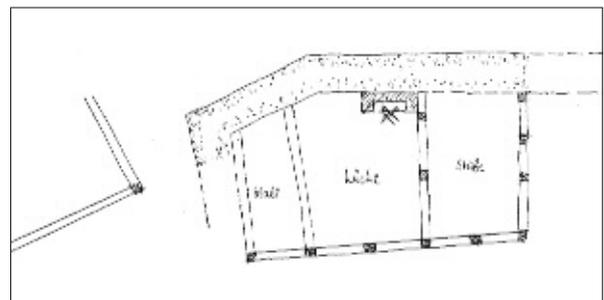
Das Haus wurde als Fachwerkbau mit einer Tiefe von kaum mehr als 3 Metern auf dem schmalen Geländestreifen zwischen der Mauer und der Gasse errichtet. Hierzu brauchte man nur recht wenige Hölzer, da keine Rückwand benötigt wurde, sondern der massive Mauerzug genutzt wurde. Das Satteldach liegt auf der Mauerkrone auf und überdeckt diese so, dass kein Wasser in das Mauerwerk eindringen kann. In vergleichbare Weise wurden

auch in anderen Städten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zahlreiche Mauerhäuser errichtet. Erst danach haben die Stadträte den Bauherren vielerorts auch die Mauer selber verkauft, da diese seitdem keine Bedeutung mehr als Zollmauer hatte. Da damit keine Notwendigkeit mehr bestand, Stadtmauern weiter zu erhalten, errichtete man seit der Zeit um 1800 Neubauten an den Mauergassen zur Gewinnung einer größeren Gebäudetiefe in der Regel nach Abbruch der hier stehenden Mauer. Vergleichbar scheint die Entwicklung auch in Iserlohn gewesen zu sein, wie das westlich an unser Haus anschließende Gebäude Südengraben 26 von etwa 1820 verdeutlicht. Es hat zwar die gleiche Tiefe wie unser kleines Haus, allerdings auch rückwärtig eine Fachwerkwand. Um mehr Raum auch in unserem kleinen, älteren Mauerhaus mit der integrierten Stadtmauer zu erhalten, hat man später die alte Mauer im Bereich der Wohnstube um bis zu 0,30 Meter ausgehöhlt und zudem im Obergeschoss größere Partien zum Einbau von Fenstern ganz ausgebrochen und durch schmales Backsteinmauerwerk ersetzt.

Bei dem Mauerhaus Südengraben 28 ist noch auf ein paar Besonderheiten hinzuweisen: So ist dieses nicht vor



6 Iserlohn, Südengraben 28. Aufriss des westlichen Giebels, der auf der Stadtmauer ruht. Skizze zum ursprünglichen Zustand des Mauerhauses um 1767 auf der Grundlage der baugeschichtlichen Untersuchung 2016.



7 Iserlohn, Südengraben 28. Grundriss mit Angaben der ursprünglichen Raumfunktion. Skizze zum ursprünglichen Zustand des Mauerhauses um 1767 auf der Grundlage der baugeschichtlichen Untersuchung 2016.



8 Iserlohn, Südengraben 28. Erhaltene Teile der historischen Innenausstattung, vermutlich Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden: Leiter-Treppe zum Dachboden. 2016.

einem geraden Stück der Stadtmauer errichtet worden, sondern der Mauerzug winkelt innerhalb der östlichen Hälfte des Hauses zweimal ab. Aus diesem Mauerverlauf kann erschlossen werden, dass es vergleichbare Mauerhäuser wohl nur im westlich anschließenden Bereich der Straße gegeben hat, östlich aber eine heute nicht mehr erkennbare besondere Situation innerhalb des Mauerverlaufs bestand.⁷ Auch ein weiteres Indiz spiegelt diese besondere Situation: Das östlich anschließende Haus Südengraben³⁰ steht deutlich zurück, wobei es im frühen 19. Jahrhundert von der Außenseite gegen den Zug der Stadtmauer gesetzt worden ist. Dieser Bauplatz muss daher aus einer Fläche an der Außenseite der Stadtmauer hervorgegangen sein.

Das kleine Haus wurde mit einer Frontlänge von nur sechs Metern vor die Stadtmauer gestellt. Wie üblich wurde das Fachwerkgerüst aus mehreren Quergebinden errichtet, wobei man die sechs Wandständer durch Riegel und ein Wandrähm verband. Das Gerüst ist erkennbar einheitlich verzimmert, wobei der Zimmermann die Gebinde von Westen nach Osten mit römischen Zahlen nummerierte. Die Vorderfront ist fünf Gefache lang, die die innere Einteilung widerspiegeln: Zunächst war nur das westliche Drittel des Haus in der Länge von zwei Gefachen zweigeschossig aufgeteilt. In beiden Etagen gab es einen nur etwa 6 m² (2 × 3 Meter) großen Wohnraum: Der untere ist als mit Ofen beheizbare Stube anzusprechen, der obere als Kammer. Letztere war offenbar von der Stube aus über



9 Iserlohn, Südengraben 28. Erhaltene Teile der historischen Innenausstattung, vermutlich Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden: die in den Dachboden eingebaute Kammer vor dem westlichen Seitengiebel. 2016.

eine schmale Treppe vor der rückwärtigen Stadtmauer zugänglich. Östlich an diesen Wohnbereich schloss sich eine hohe, bis unter die Dachbalken reichende Kuchendiele an, in die auch der Hauszugang führte. Zentraler Punkt in dem Haus war eine große gemauerte Feuerstelle, die sich vor der massiven Stadtmauer befand und an den seitlichen Wohnbereich anschloss. So konnte man von hier aus die Stube mit einem Hinterladerofen beheizen. Anzunehmen ist aber auch, dass die Feuerstelle dem als Hausherrn genannten Ketten- und Nähnadelmacher auch als Arbeitsplatz diente, sodass die nur etwa 10 m² umfassende kleine Eingangsküche auch Arbeitsplatz war. Offensichtlich befand sich von Anfang an vor der östlichen Seitenwand des Gebäudes noch ein schmaler, nur 1,50 Meter breiter, ebenfalls zweigeschossig aufgebauter Bereich, im unteren Bereich als Stall und darüber als Bühne anzusprechen.

IV.

Die Errichtung von Mauerhäusern in einer Stadt war stets der Ausdruck steigender Bevölkerungszahlen, wobei der Rat als Besitzer der Stadtbefestigung in der Ausweisung von kleinen Bauflächen an der Innenseite der Stadtmauern zum einen die Möglichkeit sah, die Anzahl der Hausstätten und damit die Steuereinnahmen zu vergrößern, zum anderen damit zusätzliche Kaufgelder generieren konnte. Mauerhäuser wurden in der Regel von Handwerkern als eigene Unterkunft errichtet, waren also kleine, aber selbstständige bürgerliche Anwesen. Im Unterschied zu den in der Regel nicht größeren Gademern – von reichen Bürgern zur Erzielung zusätzlicher Einnahmen errichtete traufenständige Miethäuser – handelt es sich bei den Mauerhäusern um Bürgerhäuser, wenn auch um kleine Bürgerhäuser. Diese wurden in den Quellen zumeist als „Behaubung“ oder „Häußlein“ bezeichnet.⁸

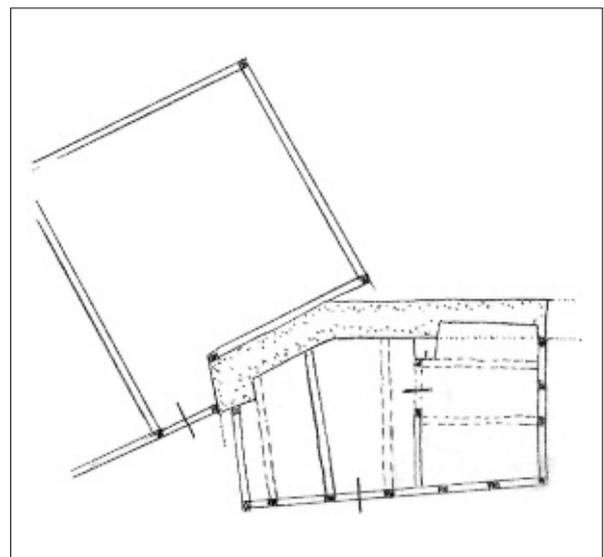
Was können wir daher zur Geschichte der Besitzer und Bewohner des Hauses sagen? Die bislang seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erforschte Besitzgeschichte belegt tatsächlich, dass es sich um kein Miethaus (Gadem), sondern einen selbstständigen Hausbesitz gehandelt hat:⁹ 1767 oder wenig später wird es als *heriditas* (d. h. Erbe, freies Eigentum) von Adrian Kühndahl genannt, später im Besitz von dessen Sohn Caspar Wilhelm Kühndahl, als „Panzerer“ bezeichnet. Erbe wird sein zweiter Sohn Adrian Johannes Kühndahl, als „Seidenwirker“ bezeichnet. 1828 ist dann Hermann Diederich Korbeslühr Eigentümer des Hauses; er wird 1830 als „Nähnadelmacher“ bezeichnet und wohnte mit Frau und Tochter in dem Gebäude. Zusätzlich lebten hier als Mieter Witwe Huber und Nadler Tusch. 1866 gehörte das Haus dann dem Schuhmachermeister Dietrich Kockel, der es mit Ehefrau und Sohn Heinrich bewohnte. Erbe wird der Sohn, der Feiler Heinrich Kockel. Als späterer Fabrikmeister verkaufte dieser das Anwesen an den Stampfmeister Gustav Bockelmann, der es zusammen mit Heinrich Bockelmann bezog, aber schon wieder 1912 an Bäckermeister Gottfried Sturm verkaufte. Dieser bewohnte das Haus mit seinem Sohn Otto Sturm sowie drei Untermietern: der Näherin Maria

Aufermann, der Arbeiterin Therese Brüntrup und dem Platzarbeiter Paul Stehlick. 1920 lebten in dem Haus Bäckermeister Gottfried Sturm (Senior) mit seinem Bruder sowie vier erwachsenen Kindern. Von 1927 bis nach 1960 befand sich das Haus im gemeinsamen Besitz seiner sieben Kinder, die allerdings zunehmend andernorts wohnten. Nur die jüngste Tochter Emilie Sturm blieb in dem Haus, seit etwa 1935 zusammen mit ihrem Ehemann Schlosser Herbert Maeder. Zuletzt wohnte sie allein bis zu ihrem Tod 1987 in dem Haus, das seitdem leer stand.

V.

Aus den bisherigen Untersuchungen kann also zusammenfassend erschlossen werden, dass das kleine Haus um 1765 durch den aus Iserlohn stammenden „Panzerer“ (wohl Waffenschmied oder Kettenmacher) Adrian Kühndahl errichtet worden ist. Er ließ sich ein traufenständig an der Straße stehendes Mauerhaus errichten, das einen kleinen, hohen Eingangsraum mit zentraler Feuerstelle erhielt, der wohl sowohl als Küche wie auch als seine Werkstatt diente. An diesen Raum schloss sich rechts (Westen) eine sehr kleine Stube mit Kammer darüber als Wohnbereich sowie links (Osten) ein sehr kleiner Stall und eine Wirtschaftsbühne darüber an. Entsprechende Grundrisse sind ganz normal für ein Mauerhaus des 18. Jahrhunderts.

So allerdings, wie sich das Haus heute darstellt, geht es in vielem auf einen Umbau zurück, der wohl in der Zeit um 1860 vorgenommen worden ist. Denkbar ist, dass dieser Umbau beim Besitzwechsel von der Familie Korbeslühr zum Schuhmachermeister Kockel erfolgte. Hierbei hat man den Grundriss modernisiert und das Haus durch Einbau einer Zwischendecke in der Eingangsküche zudem durchgehend zweigeschossig ausgebaut. Der kleine östliche Stallbereich wurde ebenso wie die dort offenbar befindliche massive Wand abgebrochen und zu Wirtschafts-



10 Iserlohn, Südengraben 28. Grundriss. Skizze zum Zustand des Mauerhauses nach dem Umbau um 1860 auf der Grundlage der baugeschichtlichen Untersuchung 2016.

räumen (Werkstatt des Schusters?) ausgebaut. Auch die große Feuerstelle verschwand zugunsten eines schmalen, sogenannten „russischen Schornsteins“, sodass kein offenes Feuer mehr Rauch verbreitete, sondern man davor einen Kohlenherd aufstellen konnte. Um die Wohnräume zu vergrößern, wurde zudem die Trennwand zwischen Diele und westlichem Stubeneinbau um 0,55 Meter nach Osten verschoben sowie die die Zwischendecke tragenden Balken verlängert. Unter der vergrößerten Stube wurde ein Keller neu angelegt oder vergrößert. Da inzwischen das Niveau der Straße um etwa 0,50 Meter angehoben worden war, musste der Fachwerkbau mit neuen, höher gelegenen Schwellen unterfangen werden. Zudem wurden alle Fenster erneuert und danach der Fachwerkbau gänzlich verputzt.

Fassen wir also das bislang Bekannte noch einmal zusammen: Wir haben in dem Haus Reste der Stadtmauer von Iserlohn, ohne dass wir bislang Genaueres zu ihrem Alter oder ihrem merkwürdigen mehrmaligen Abknicken im Haus sagen können. Wir haben es mit einem Mauerhaus zu tun, das um 1765 errichtet worden ist und das von den Lebensbedingungen der unteren Mittelschicht, selbstständigen Handwerkern, zeugt. Kaum vorstellbar, dass in dem Haus mit einer Grundfläche von knapp 20 m² im frühen 19. Jahrhundert neben dem Nähadelmacher Korbeslühr mit Frau und Tochter auch noch zwei Mieter im Haus lebten. Ihnen stand zunächst neben der hohen Eingangsküche mit anschließendem Stall nur eine einzige winzige Wohnstube und die darüber befindliche Kammer zur Verfügung. Ob sie zudem in einer Kammer auf dem Dach hausten, wie sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts neu eingebaut wurde und bis heute erhalten ist, ist denkbar. Dies ist alles ist zwar noch mit einem baugeschichtlich geübten Blick in dem Haus ablesbar, doch zeigt es heute eine weitgehend veränderte Gestalt und Struktur, die auf eine Erneuerung in der Zeit um 1860 zurückgehen dürfte und zunächst dem Haushalt eines Schuhmachermeisters als Wohn- und Arbeitsraum diente.

So klein das Haus auch ist, so unscheinbar es wirkt, es ist es ein Schlüssel zu vielen stadtgeschichtlichen Themen wie der Stadtbefestigung und der Siedlungsgeschichte von Iserlohn. Es lässt viele Fragen aufkommen, deren Antworten zwar noch keiner kennt und die sicherlich auch nicht restlos geklärt werden können, deren Erforschung aber erkennbar von Bedeutung für die Geschichte der gesamten Stadt Iserlohn sind.

VI.

1985 gab es schon einmal positive Ansätze für den Erhalt des historischen Quartiers am Südengraben: Weil er sich für alte Fachwerkhäuser begeisterte und etwas vom alten Iserlohn erhalten wollte, erwarb der junge Volkmar Pott das Haus Südengraben 30 und sanierte es. Er tat dies so, wie man es damals als vorbildlich ansah: totale Entkernung des Hausgerüsts und moderner Innenausbau. Von dem Ergebnis selbst sehr angetan und allseits Zustimmung hierfür erhaltend, u. a. in Form eines Zuschusses der Denkmal-

pflege, erwarb er wenig später auch noch die beiden westlich anschließenden Häuser Südengraben 28 und 26, um sie ebenfalls zu sanieren. Diese Maßnahme unterblieb dann allerdings und beide Bauten blieben, so wie sie waren, stehen und verfielen in der Folgezeit.

2013 machte die Initiative Iserlohn-Denkmal erstmals auf den drohenden Verfall des inzwischen seit über 20 Jahre leer stehenden Hauses Südengrabens 28 aufmerksam. Im Rahmen einer größeren Aktion stellte die Initiative in diesem Jahr vor alle bedrohten historischen Bauten in Iserlohn bunt gestrichene Fahrräder als Blickfang auf, dennoch kam es von keiner Seite zu einer weiteren Reaktion. Seit spätestens 2014 befasste sich die Abteilung Stadtentwicklung der Stadtverwaltung Iserlohn zusammen mit der IWG (Iserlohner Gemeinnützige Wohnungsgesellschaft mbH) – die sich seit einigen Jahren auch in der Stadtentwicklung engagiert – mit der Quartiersentwicklung des Bereiches „Südengraben / Am Zeughaus“ der südlichen Innenstadt, da hier insbesondere die noch erhaltene historische Substanz zu verfallen drohte. Manche der Objekte und Grundstücke befanden sich schon im Besitz der Stadt. Man wollte in diesem historischen Stadtbereich versuchen, eine mit der Stadt und den Nachbarn abgestimmte Gesamtentwicklung zu initiieren, was allerdings ohne eine Lösung für die verfallenen Bauten kaum möglich erschien. Ziel für die IWG wurde es, in dem Gebiet möglichst einige größere Neubauten zu errichten, um mit den sich hieraus ergebenden Erträgen die unwirtschaftliche Sanierung einzelner als erhaltungswürdig angesehene Baudenkmale zu ermöglichen. Zu diesem Zweck wurden kontinuierlich auch weitere Bauten in dem Quartier erworben. Konkretes Handeln war daher geboten, als im Oktober 2015 das inzwischen sichtbar im Verfall begriffene Haus Südengraben 28 im Zuge einer Zwangsversteigerung veräußert werden sollte.

Da man befürchtete, dass das Haus durch eingreifende Modernisierungen zerstört oder gar auf dem Grundstück ein Neubau errichtet würde, entschloss sich die Initiative Iserlohn-Denkmal zu dem Versuch, es selber zu erwerben. Da Eile geboten war und die Initiative in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit nicht in der Lage war, die nötigen Kaufgelder zu beschaffen, erwarb Peter Treudt das Haus zunächst aus eigenen Mitteln. Obwohl eine Innenbesichtigung vor der Versteigerung nicht möglich war und ihm daher der Umfang möglicher Schäden nicht bekannt war, entschloss er sich zu diesem Schritt, weil er davon ausging, dass das Haus sonst keine weiteren Überlebenschancen mehr hätte.

Die sich seit Langem für den Erhalt historischer Bauwerke einsetzende Initiative Iserlohn-Denkmal gab sich danach die Rechtsform eines Vereins, sodass Peter Treudt das Haus diesem als Schenkung übertragen konnte. Zu diesem Zeitpunkt war schon ein grobes Konzept für eine zukünftige Nutzung des Hauses erarbeitet worden, das man im Zuge der Übertragung grundbuchlich mit der Auflage der Restaurierung und späteren sozialen Nutzung absicherte, sodass es sich nicht um eine unverbindliche Willenserklärung, sondern um eine rechtlich bindende Ver-

pflichtung handelt. Nach der Restaurierung soll das Haus jungen Menschen im Freiwilligen Jahr als Wohnmöglichkeit zur Verfügung stehen. Hierbei sollen die Bewohner die Aufgabe erhalten, sich aus der Perspektive ihres Einsatzbereiches (Archivwesen, Restaurierung, Umwelt) mit Aspekten der Geschichte des Hauses und seiner Umgebung zu beschäftigen.

Der Verein Iserlohn-Denkmal e.V. betrachtet sich nach seiner Satzung als ein „Bürgeranwalt für StadtBauKultur“ im Sinne des Denkmalschutzgesetzes. Ziel seines Projektes Südengraben 28 ist, dass das Gebäude von jungen Erwachsenen im freiwilligen Jahr bewohnt werden soll. Man hofft, dass diese sich in der „hautnahen“ Begegnung mit Geschichte historischen und sozialen Fragestellungen öffnen und beginnen, Fragen zu stellen. Damit sollen die Bewohner „im Sinne eines ‚wachsenden Archives‘ einerseits das Wissen um Lebensbedingungen und deren Veränderungen über die Jahrhunderte hinweg [...] erweitern. Gleichzeitig relativieren die Bewohner über die eigene Recherche / das eigene Erleben vielleicht heute scheinbar selbstverständliche Ansprüche / Voraussetzungen und erwerben damit ein Verständnis für den Stellenwert des Wissens um die eigenen Wurzeln auch mit Blick auf zukünftige Entwicklungen.“¹⁰

Die Durchführung und Umsetzung des ambitionierten Projektes ist auf mehrere Jahre konzipiert und basiert auf einem beispielhaft durchdachten Konzept: Ausgehend von einer möglichst umfangreichen Kenntnis soll das Objekt in den nächsten Jahren im überkommenen histori-

schen Zustand restauriert werden. Alle Arbeiten sollen auf einer soliden fachlichen Grundlage erfolgen, wozu nicht nur eine ausführliche Bestandsaufnahme mit Schadensanalyse und eine Analyse der Bau- und Veränderungsgeschichte dienen, sondern auch, dass die Kenntnis über das Gebäude in jeder erdenklichen Weise erweitert wird.

Hierzu bedarf es vieler Mitarbeiter, die einzubinden sind: Mitglieder des Vereins haben mit Begleitung des Iserlohner Stadtarchivs inzwischen mit umfangreichen Recherchen zu Besitzern und Bewohnern des Hauses und der übrigen Bauten in der Gasse begonnen, um es damit in seinen möglichen Aussagen besser zu verstehen. Die Bestandsaufnahme und das Konzept zur Sanierung erstellt der Iserlohner Architekt Leo Schwing, Mitglied des Vereins. Die bauhistorische Untersuchung geschieht unter Federführung der Abteilung Inventarisierung/Bauforschung der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen.

Wie nahezu alles auf der real existierenden Welt kostet auch dieses Projekt Geld, Geld das erst besorgt werden muss. Dies ist allerdings für einen gerade erst gegründeten Verein kein leichtes Unterfangen und es dürfte einsichtig sein, dass eine Baumaßnahme kaum über Mitgliederbeiträge allein zu finanzieren ist. Hier ist also Klinkenputzen angesagt, muss nach Zuschüssen und Fördergeldern gefahndet werden. Notwendige Anträge sind zu formulieren, Gutachten beizubringen, Genehmigungen abzuwarten und vor allem darf man dabei nicht die Nerven verlieren. Auch hierzu bedarf es vieler Helfer, wobei dies natürlich von der für die Denkmalpflege zuständigen Referentin



11 Iserlohn, Südengraben 28. Lage des Hauses im städtebaulichen Zusammenhang, Blick von Osten, dahinter das um 1820 nach Abbruch der dort stehenden Stadtmauer errichtete Wohnhaus Südengraben 30. 2016.



12 Iserlohn, Südengraben 28. Blick von Westen. 2016.

der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur und verschiedenen Ämtern der Stadtverwaltung Iserlohn begleitet wird. Hier konnte glücklicherweise auch die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ ansetzen, die sich genau diesen Gebäuden verschrieben hat und von der 10.000 Euro für die Baumaßnahmen zur Verfügung gestellt werden, nachdem sich die Iserlohner Initiative um die Auszeichnung ihres Projektes mit dem Preis *scheinbar unscheinbar* für das Jahr 2016 beworben hatte. Glücklicherweise ist das „Häuslein“ in Iserlohn – um einen weiteren historischen Begriff für solche Bauten zu benutzen – besonders klein. 10.000 Euro sind bei 20 m² Grundfläche schon so viel, dass sich damit Bewegung in das Projekt bringen lässt.¹¹ Die Jury und der Vorstand der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ waren sich daher bei der Auswahl aus den diesjährigen Bewerbern schnell einig, dass hier im besonderen Maße eine Unterstützung sinnvoll ist. Sie gehen davon aus, dass es mit dieser Grundfinanzierung leichter sein wird, weitere Sponsoren, Finanziers, Zuschussgeber und Förderer ins Boot (bzw. ins kleine Haus) zu holen.

VII.

Mit der Vergabe des Preises *scheinbar unscheinbar* soll allerdings nicht nur wirtschaftlich unterstützt, sondern auch ausgezeichnet werden. Die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ ist stolz, mit dem Iserlohner Projekt ein ganz besonderes Objekt auszeichnen zu können. Es ist keinesfalls ein Haus unter vielen, sondern erweist sich bei näherem Hinsehen als ein einzigartiges Zeugnis der Stadtgeschichte. Es kann offenbar viel über die bislang weitgehend unbekannt Geschichte der Iserlohner Stadtbefestigung erzählen, ja sogar erklären. Hierzu gehört die abgelegene Lage an einer ehemaligen Mauergasse sowie die mit 3 Meter sehr geringe Haustiefe, die dem Abstand zur rückwärtigen Stadtmauer

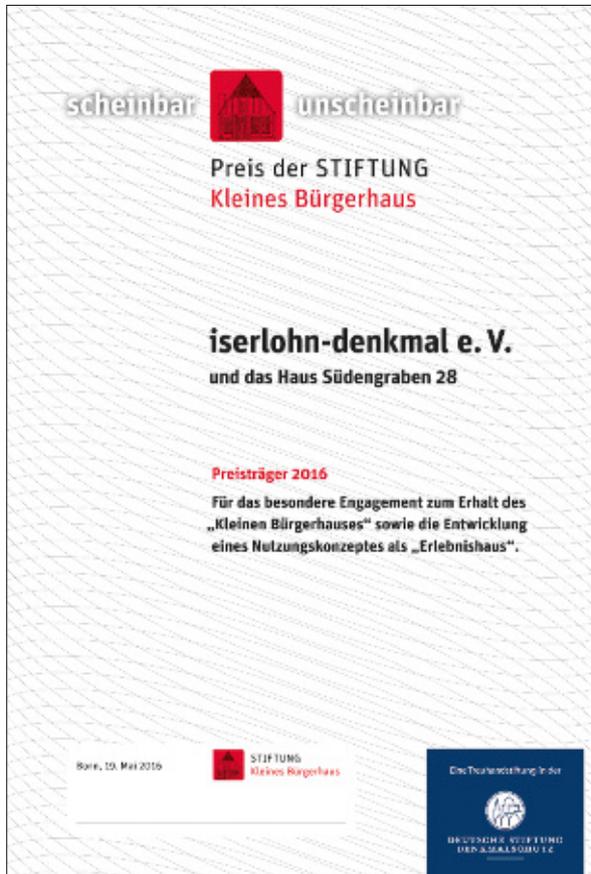
geschuldet ist. Es zeugt mit seinen Bewohnern und der inneren Raumeinteilung auch von der besonderen Wirtschaftsgeschichte der Stadt, die über Jahrhunderte insbesondere von der Metallverarbeitung lebte und sich in ihrer besonderen Produktion hierin sogar auf dem Weltmarkt behaupten konnte. Grundlage dieser wirtschaftlichen Blüte Iserlohns waren Tausende von Spezialhandwerkern, die nicht selten in ihren Haushalten selbstständig arbeiteten und hierbei – wie in diesem Haus – z. B. Nadeln herstellten. Die bescheidenen Lebens- und Arbeitsbedingungen solcher Handwerker spiegelt das wirklich sehr kleine und in der Gestalt auf die konstruktiven Notwendigkeiten beschränkte Haus bis heute anschaulich.

Auf Grund seiner einfachen Gestalt und seiner abgelegenen Lage blieb das Haus unscheinbar und damit unbeachtet. Bei der Dank der Initiative Iserlohn-Denkmal e.V. nun einsetzenden näheren Betrachtung erweist sich das Gebäude allerdings als nur „scheinbar unscheinbar“ und entspricht daher im wahrsten Sinn dem Slogan des Preises. Nicht nur, weil das Haus am Südengraben 28 in Iserlohn geradezu die Inkarnation eines kleinen Bürgerhauses ist, sondern weil damit zugleich das Engagement der kleinen Gruppe – nunmehr in einen Verein gefasst – und ihrem treibenden Kopf Peter Treudt ausgezeichnet wird. Zum dritten wird damit auch ein höchst bemerkenswertes Konzept für das weitere Leben des kleinen Bürgerhauses ausgezeichnet. Ziel ist es, das Haus zu einem dauerhaft immer wieder von Neuem wirkenden und zur Auseinandersetzung mit der Geschichte anregenden Zeugnis zu entwickeln. Ein solches Konzept kann ohne Weiteres als innovativ bezeichnet werden und dürfte auch andernorts zu weiteren Arbeiten anregen. Die Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ ist daher ebenso wie die nun im Mittelpunkt stehenden Preisträger um Peter Treudt auch ein wenig stolz darauf, an einem solch innovativen und der Verbindung



13 Übergabe der Urkunde an Peter Treudt, den Vorsitzenden der Initiative Iserlohn-Denkmal.

zwischen zukünftiger Jugend und Vergangenheit verbundenen Konzept mitwirken zu können. Möge das in diesem Fall wortwörtlich kleine Bürgerhaus überleben, möge die Iserlohner Initiative erfolgreich bleiben, das von ihr entwickelte Konzept verwirklicht werden und so zukünftig Jugendliche mit Geschichte in Berührung kommen.



14 Urkunde der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“.

Anmerkungen

- 1 Zum Forschungsstand zu dieser Bauform siehe die Beiträge in dem Sammelband: Fred Kaspar (Hg.), *Hinter der Mauer – Kleine Bürgerhäuser an und auf der Stadtmauer. Einblicke – Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhaus* Bd. 4. Petersberg 2016.
- 2 Wilhelm Schulte, *Iserlohn: die Geschichte einer Stadt* Bd. 2. Iserlohn 1938, S. 391.
- 3 Zuvor standen hier Haus Nr. 272 bis 284, danach Haus Nr. 273 bis 278. Die Neunummerierung sei notwendig geworden, da man bei Neubauten vielfach mehrere kleine Häuser zusammengefasst habe. Siehe hierzu die Hausnummern-Konkordanz bei Schulte (wie Anm. 2) S. 470–477.
- 4 Siehe hierzu das baugeschichtliche Gutachten (Vorbericht) der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur zum Gebäude Südengraben 28 in Iserlohn vom 23. Juni 2016 (unpubliziert).
- 5 An anderen Stellen wurde im Fußbereich der Mauer (evtl. handelte es sich um das Fundament?) eine Breite von 1,20–1,30 m gemessen (Heinz Stooß, *Iserlohn. Westfälischer Städteatlas* Bd. 1 Nr. 9. Dortmund 1975, Anm. 31).
- 6 So verkaufte der Rat 1704 „zur Erhöhung der Gemeindeeinnahmen“ Bernhard von der Becke für 33 Reichstaler einen Platz von 77 × 24 Fuß (d. h. etwa 25 × 8 m) am Ostenstadtgraben und nahe dem Haus des Käufers sowie an einen weiteren Platz angrenzend, den der Ratsverwandte Joh. Goecke im Jahre 1700 erworben habe. Sollte er dort ein Haus errichten, müsse die Mauer in einer Höhe von mindestens 12 Fuß (d. h. etwa 4 m) erhalten bleiben, sei vom Bauherren weiterhin zu unterhalten und es dürften in ihr nur vergitterte Fenster eingebrochen werden (Schulte [wie Anm. 2] S. 587 Anm. 12).
- 7 Auf die jüngst geäußerte These, dass das Gebäude aus einem hier an einer Ecke der Stadtmauer bestehenden Turm hervorgegangen sei, deutet allerdings bislang kein Baubefund hin. Die Mauer scheint sich östlich des Hauses zunächst in unbekannter Länge nach Norden fortgesetzt zu haben. Ob dies mit dem Mühlentor zusammenhängt, das sich mit Abstand östlich anschließt, bleibt zu untersuchen.
- 8 Hierzu siehe die Beiträge in dem Sammelband: Fred Kaspar (Hg.), *Kleine Häuser in großen Reihen. Einblicke – Schriften der Stiftung Kleines Bürgerhauses* Bd. 3. Petersberg 2014.
- 9 Die hier nur kurz zusammengefassten Angaben sind auf der Grundlage von ausführlichen Archivrecherchen durch Peter Treudt, *Iserlohn 2016*, zusammengestellt.
- 10 Aus dem Antrag des Vereins auf Auszeichnung durch den Preis *scheinbar unscheinbar*.
- 11 Der Verein hat erstmals im Februar 2016 eine Zuwendung von 4.000 Euro von der Stiftung „Kleines Bürgerhaus“ erhalten, um mit dieser Summe weitere Fördermittel einwerben zu können.

Bildnachweis

- 1 Stadtarchiv Detmold. — 2–12, 14 Stiftung „Kleines Bürgerhaus“/Kaspar. — 13 LWL-DLBW/Bonnermann.

Die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre:
Baufaufgaben, Eigenschaften und Denkmalwert

Einführung

Michael Huyer

Urteile über Architektur sind immer zeitgebunden. Heute allgemein geschätzte Epochen wurden früher durchaus mit Vehemenz abgelehnt, so galten einfache Fachwerkbauten beispielsweise lange als rückständig und unschön. Gleichmaßen hatten opulent verzierte Bauten des Historismus bis in die 1970er-Jahre hinein keine Lobby. Gebäude der Moderne 1960+ teilen dieses Schicksal oftmals bis heute. Nicht zuletzt angesichts der Bedrohungslage durch tiefgreifende Veränderung oder Abriss setzte mittlerweile die Beschäftigung mit den Bauten aus den Jahren nach 1960 in der Bundesrepublik und darüber hinaus ein. Auf Tagungen und in Publikationen verschiedener Institutionen, u. a. der Landesdenkmalämter, nahm man sich des Themas an.¹ Die 2012 verabschiedete Charta von Bensberg beinhaltet den Appell zu einem „sachgerechten und respektvollen Umgang mit dem jüngeren historischen Erbe unserer Städte“.² Sie ruft zur Schaffung eines überregionalen Bewusstseins für die baukulturellen Leistungen der 1960/70er-Jahre auf und plädiert für die Entwicklung „denkmalgerechter Erhaltungsstrategien“.³

Bauten der Moderne 1960+ gehören zu einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs, getragen von Fortschritts- und Wachstumsgläubigkeit. Gesellschaftlicher Aufbruch und Wandel hatten alle Lebensbereiche erfasst. Die Vision von günstiger Energieversorgung war bis zur Ölkrise 1973 ungebrochen. Erst allmählich richtete man sich im Bauwesen auf die daraus resultierenden neuen Herausforderungen ein. Die Grenzen des Wachstums wurden schließlich erkennbar. Nachdem in den 1950er-Jahren vielfach an die Vorkriegsentwicklungen im Bereich Architektur und Städtebau angeknüpft wurden, gab es nun auch in Westfalen zahlreiche Neuerungen. In Erwartung des prognostizierten Städtewachstums waren mitunter große multifunktionale Bauten und riesige Platzanlagen realisiert worden. Die Vision von verdichteten Stadträumen wurde in Großwohnanlagen, teilweise in Trabantenstädten, umgesetzt. Hochhäuser wurden zur Standardaufgabe im Bauwesen und bestimmten fortan die Silhouetten der Städte mit. Eine Maßstabssteigerung der Architektur ist allenthalben feststellbar.

Zudem erforderte die gesteigerte Mobilität neue Verkehrskonzepte. Die zugunsten einer autogerechten Stadt praktizierte Verkehrswegetrennung förderte zugleich die Entstehung von Fußgängerzonen. In der Arbeitswelt erfolgten ebenfalls gravierende Änderungen: Die Firma Nixdorf in Paderborn hatte an der Entwicklung des Bürocomputers 1968 maßgeblichen Anteil. Für Großraumbüros experimentierte man mit neuen Grundrisslösungen und im Wohnungsbau wurden offene Gestaltungskonzepte erprobt. Auch für die Kirchen war es eine Zeit des Aufbruchs.

Für den Katholizismus stellte das II. Vatikanische Konzil Mitte der 1960er-Jahre eine Zäsur dar. Neue konstruktive architektonische Lösungen führten zu freien Formgebungen, die gerade im Kirchenbau große Kreativität freisetzten. Die Stahl- und Stahlbetonbauweise wurden fortentwickelt. Damit einher ging der Einsatz neuer Materialien im Bauwesen. Vorhangfassaden mit Aluminiumelementen fanden ebenso Verbreitung wie eine Vielzahl von Kunststoffen. In der Architektur wurden Vorstellungen von Rationalisierung durch modulare Systeme und vorproduzierte Serienteile ausprobiert. Von Gevelsberg aus exportierte man beispielsweise ab 1966 über 30 Rundsporthallen in die halbe Bundesrepublik.



Marl, Rathaus; der südliche Dezernatsturm von Südwesten. 2011.

Festzuhalten bleibt, dass die Bauten der Moderne 1960+ ebenso Geschichtszeugnisse sind wie alle vorangegangenen Gebäude auch. Ein vermeintlich schönes Rathaus des 19. Jahrhunderts kündigt ebenso vom Selbstverständnis des Bauherren und den Möglichkeiten seiner Zeit wie das vermeintlich hässliche Rathaus der 1970er-Jahre. Durch die Gefährdungslage der Bauten der Moderne sind wir gefordert, denn eine zentrale Aufgabe hierbei ist die Vermittlung der Zeugniswerte und Bedeutung der Architektur dieser Epoche. Als Inventarisierung der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur in Westfalen erschließen wir uns schon seit mehreren Jahren diese Zeitschicht zusammen mit den Unteren Denkmalbehörden. Bei der Erfassung und Bewertung der Bauten haben sich die Instrumentarien der Inventarisierung bewährt. Doch reichen die bisherigen Bemühungen in ihrem jetzigen Umfang nicht aus, sodass wir große Teile des Bestandes verlieren werden, ohne ihn zu kennen. Denn es gibt – sieht man von den Kirchen einmal ab – noch keine flächendeckende Erfassung und Kenntnis der gebauten Umwelt 1960+.

Die Beiträge im ersten Teil dieser Publikation geben einen Überblick über das Bauen dieser Zeit. Stellvertretend wurden hierfür die Themenbereiche Wohnbauten, Verwaltungsbauten, Freiraumplanung, Bildungsbauten, Sakralbauten sowie Industrie und Technik ausgewählt. Einige der

präsentierten Gebäude sind schon als Denkmäler eingetragen, bei anderen findet entweder aktuell eine Prüfung statt oder es ist eine geplant. Viele spannende Bauaufgaben können bei dieser schlaglichtartigen Vorstellung von Objekten nicht berücksichtigt werden wie Kaufhäuser, Parkhäuser, Hotels, Theater, Museen oder der Komplex Städtebau, dem man eine eigene Tagung widmen könnte. Stattdessen liegt der Schwerpunkt dieses ersten Teils „Bauaufgaben, Eigenschaften und Denkmalwert“ auf exemplarischen Bauten, die das Typische der Moderne 1960+ widerspiegeln.

Anmerkungen

1 Hierfür seien stellvertretend genannt: Sonja Hnilica / Markus Jäger / Wolfgang Sonne (Hg.), *Auf den zweiten Blick. Architektur der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen*. Bielefeld 2010; Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (Hg.), *Klötze und Plätze. Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten der 1960er und 1970er Jahre*. Bonn 2012; Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der BRD (Hg.), *Zwischen Scheibe und Wabe. Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmale*. Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland Bd. 19. Petersberg 2012.

2 Charta von Bensberg. Zur Architektur der 1960er und 1970er Jahre, in: *Rheinische Heimatpflege*, 50/1, 2013, S.103–105. Siehe auch: http://www.dnk.de/_uploads/media/1272_rvdl_chartavbensberg.pdf (abgerufen: 6.12.2016).

3 Charta von Bensberg (wie Anm. 2) S. 105.

Bildnachweis

LWL-DLBW/Brockmann-Peschel.

Wohnbauten

David Gropp

In den 1960er- und 1970er-Jahren entstand durch die Verwendung neuer Materialien, innovativer Bautechnik und der Entwicklung neuer städtebaulicher Ideen eine Vielfalt an Wohnformen. Während die Kunst aus den 1960er-Jahren schon lange keine Provokation mehr ist und Möbel dieser Epoche mittlerweile Kultstatus errungen haben, fremden wir immer noch mit der Architektur. Von gesellschaftlicher Wertschätzung ist sie meist weit entfernt. Vermutlich liegt es in der gelegentlich deutlich hervortretenden Gigantomanie, die nicht nur Architekten und Stadtplaner in den Wirtschaftswunderjahren ergriffen hatte. Im Vorwort des Buches über „Neue Wohnformen“ heißt es im Zusammenhang mit den kommenden weltweiten Aufgaben im Wohnungsbau: „Man kann deshalb schätzen, dass das gesamte Bauvolumen der vergangenen 2000 Jahre in der nächsten Generation neu geschaffen werden muss.“¹

Zwar neigt die Bevölkerung von Westfalen-Lippe nicht gerade zu Übertreibungen und Superlativen, da die Bäume – zumindest solche wie sie Arata Isozaki 1963 für Tokio entworfen hatte² – nicht in den Himmel wachsen, doch blieb man auch in diesem Landesteil nicht unberührt von

den Zeitströmungen, denn auch hier gab es die durch den Glauben an die totale Technisierung im Bauen Realität gewordene Utopie.³

Während der Wiederaufbau der 1950er-Jahre durch das Leitbild der aufgelockerten Stadt geprägt war, versuchte man in den sechziger Jahren mit verdichteten Baustrukturen zu experimentieren.⁴ Sowohl der Versuch, am Bergbau im Ruhrgebiet festzuhalten, als auch der beginnende Strukturwandel führten zu gigantischen Bauvorhaben in der Region.

„Neue Stadt Wulfen“

Für Ersteres steht beispielhaft die „Neue Stadt Wulfen“. Sie sollte für 8000 Beschäftigte im Bergbau und ihre Familien eine Wohnstatt bieten. Das Ziel war, keine klassische Zechenkolonie zu schaffen, sondern eine selbständige neue Stadt für rund 50.000 Einwohner. Schematismus und Uniformität sollten durch abwechslungsreiche Bauhöhen und Baudichten vermieden werden. Vom eingeschossigen Eigenheim bis zum achtgeschossigen Mietshaus reichte



1 Wulfen-Barkenberg, Etagenwohnhäuser. 2016.

das Spektrum, das in durchlaufende Grünzüge mit Fußgängerverbindungen eingebettet wurde. Das neue Credo hieß „Urbanität durch Dichte“.

Neben überwiegend konventionellen Bauvorhaben bot die „Neue Stadt Wulfen“ auch experimentellen Gebäudekomplexen wie Metastadt oder Habiflex Raum. Flexibler Wohnraum, der sich an unterschiedliche Lebensumstände und Lebensphasen anpassen ließ, war eines der beherrschenden Themen des zeitgenössischen Architekturdiskurses. Bei der Metastadt war der Leitgedanke, einzelne, nach individuellen Bedürfnissen gestaltete Wohnwürfel in ein industriell vorgefertigtes „Stahlregal“ einzuschieben. Durch die „beliebige“ Kombination der unterschiedlichen Wohnwürfel entstand eine lebhaftere Außenstruktur. Es waren wohl weniger die neuen Wohnkonzepte als vielmehr die witterungsbedingten Umstände, die das Projekt schließlich zum Scheitern brachten. Nachdem 1986 starke Materialschäden am Gerüst festgestellt worden waren, wurde das Gebäude 1987 nach nur 13 Jahren abgebrochen.

Auch das „Habiflex“ sollte, wie sein Name suggeriert, flexibles Wohnen ermöglichen. Hier waren es jedoch nicht vorgefertigte Wohnwürfel, sondern Fertigbauteile, die den Bewohnern ermöglichten, die Raumaufteilung und Raumgrößen zu verändern. Selbst den Balkon konnte man im Winter zum Wintergarten umfunktionieren. Leider ist auch dieses Projekt letzten Endes gescheitert, was wohl ebenfalls mehr an dem experimentellen Charakter der Baustoffe und -konstruktionen als an der Wohnidee selbst

lag. Die Finnstadt hingegen, eine weitere in Wulfen entstandene Baugruppe, erfreut sich bis heute großer Beliebtheit. Auch sie folgt dem Konzept der individuellen Wohnungszuschnitte auf verdichtetem Raum mit großen Terrassen. Obwohl zunächst auch in Montagebauweise geplant, wurde sie dann doch konventionell errichtet.



2 Wulfen-Barkenberg, Habiflex, erbaut 1972. Architekten Richard Gottlob & Horst Klement, Gelsenkirchen. 2003.



3 Wulfen-Barkenberg, Finnstadt, erbaut 1975. Architekten Toivo Korhonen, Lauri Sorainen, Helsinki. 2016.



4 Bochum, „Girondelle“, erbaut 1965–1967. Architekt Albin Hennig, Nürnberg. 2016.



5 Marl, „Hügelhaus“, erbaut 1965–1967. Architekten Roland Frey, Hermann Schröder, Claus Schmidt, Stuttgart. 2007.

Das „Girondelle“ in Bochum

Noch größere Bauvorhaben rief der Strukturwandel im Ruhrgebiet hervor. Eines der umfassendsten Großprojekte war mit der Universitätsgründung in Bochum 1962 verbunden, denn neben der Universität sollte eine ganz neue Wohnstadt in urbaner Dichte entstehen, die die Stadt Bochum und die Universität auf der grünen Wiese verbinden sollte. In dieser Wohnstadt ist das Terrassenwohnhaus „Girondelle“ eines der prägnantesten Gebäude.

Der fast 200 m lange Baukörper, dessen Fassade sich in skulpturalem Relief auflöst, weist eine gestaffelte Höhe von einem bis zu acht Stockwerken auf. Dies entsprach gleich in mehrfacher Hinsicht dem Zeitgeist: Als Reaktion auf die Verknappung der Ressource Bauland entstand eine verdichtete Wohnform in einer konsequent zeitgenössischen Architektursprache. Indem alle Wohnungen gut belichtete Räume, schöne Terrassen und einen weiten Blick in die Landschaft boten, erfüllte dieser soziale Wohnungsbau zugleich die politische Forderung, auch weniger privilegierten Schichten hochwertigen Wohnraum zur Verfügung zu stellen.

Der „Wohnhügel“ in Marl

Ein besonders innovatives Wohnprojekt aus dieser Zeit ist der „Wohnhügel“ der Stadt Marl. Die Verantwortlichen

dieser Stadt, die in einem der spektakulärsten Rathausbauten der Republik saßen, waren offensichtlich mutiger als die entsprechenden Entscheidungsträger in Frankfurt, wo das Gebäude zunächst gebaut werden sollte. Auch in Marl war es jedoch nicht leicht, eine Käuferschaft für die Eigentumswohnungen zu finden. Das Wohnen in dem ersten „Hügelhaus“ als Alternative zum herkömmlichen Eigenheim wurde folgendermaßen angepriesen:

„Die Wohnungen sind terrassenförmig so angelegt, dass ihre L-förmigen Grundrisse große, offene Wohnterrassen umschließen. Diese bilden ein Äquivalent für den Garten des Einfamilienhauses. Für jede Wohnung ist ein Autoabstellplatz vorgesehen. Die Vorteile der Wohnungen in Hügelform: Jede Wohnung besitzt einen größeren Freiraum, die Wohnterrasse, die von den Blicken der Nachbarn geschützt liegt. Jede Wohnung hat direkte Südsonne im Wohnraum. Richtige Mischung von Wohnungsgrößen innerhalb eines Hauses ist gewährleistet. Ein Wohnungswechsel bei Veränderung der Familiengröße ist dadurch in der gewohnten Umgebung möglich.“⁵

Gartenhausanlagen

Obwohl es die Epoche der Gigantomanie war, entstanden in den 1960er- und 1970er-Jahren auch kleinere, jedoch nicht weniger innovative Bauvorhaben. So wurden zu meist an den Stadträndern Wohnanlagen realisiert, die die



6 Münster, Siedlung Schlesienstraße, erbaut 1963–1964. Architekten Max Clemens von Hausen, Ortwin Rave, Münster. 2011.



7 Hagen, „Gartenvorstadt Hefe“, erbaut ab 1964. Architekten Bernhard van der Minde, Manfred Krug, Hagen. 2015.



8 Rheda-Wiedenbrück, Rektoratsstraße 3, Unternehmervilla (Straßenseite), erbaut 1968. Architekt Joachim Hanke, Bielefeld. 2015.



9 Rheda-Wiedenbrück, Rektoratsstraße 3, Untnehmervilla (Gartenseite), erbaut 1968. Architekt Joachim Hanke, Bielefeld. 2015.

Ideen des „Neuen Bauens“ und der „Moderne“ der 1920er-Jahre mit dem Einfluss neuer Strömungen aus dem angloamerikanischen Raum, Skandinavien oder der Schweiz verbanden.⁶ Die 1963–1965 errichtete „Teppichsiedlung“ in Münster ist eines dieser in „gebundener Bauweise“ entstandenen Projekte. Die 36 Häuser gewährleisteten auf kleiner Fläche und trotz unmittelbarer Nachbarschaft Wohnen mit Atriumgarten in privater, ungestörter Atmosphäre.⁷

In Hagen entstand nur kurze Zeit später die „Gartenvorstadt Hefle“, mit 1500 Wohnungen ein ungleich größeres Projekt, das zugleich ein Demonstrativbauvorhaben der Bundesrepublik Deutschland war. Kern der Anlage sind Ein- und Zweifamilienhäuser mit Flachdach, die aus Fertigelementen errichtet wurden. Eingebettet in großzügige Grünanlagen werden die Häuser durch Fußwege erschlossen, für die Autos gibt es Sammelgaragen.

Einfamilienhäuser

Trotz der gewünschten Bauverdichtung blieb das Einfamilienhaus des gehobenen Bürgertums eine wichtige Bauaufgabe der 1960er- und 1970er-Jahre. Ein besonders prägnantes Beispiel ist das von Harald Deilmann für einen Ahlener Arzt errichtete Haus aus Beton, Glas und Holz, das Deilmann selbst als eines seiner konsequentesten Wohnhausbauten bezeichnete.⁸ Andere Wohnhäuser entstanden unter dem Einfluss internationaler Ikonen. So zeigt das Haus für den Möbelfabrikanten Lübke in Wiedenbrück die



10 Wohnhaus für einen Arzt, Ahlen, Robert-Koch-Straße 16, erbaut 1965–1967. Architekt Harald Deilmann, Münster. 2010.

Nähe zu Richard Neutra. Sein Bauherr ist zugleich der Erfinder der Endlosschrankwand, die im Gesamtkonzept dieser leichten Architektur als Raumteiler diente.

Ein Spezialthema der Wohnhausbauten bilden die Architektenhäuser, sind sie doch „gebaute Manifeste“ ihres Bauherrn, die frei von allen Zwängen fachlich und ästhetisch Position beziehen können.⁹ Während beispielsweise Joachim Hanke und Harald Deilmann große Häuser



11 Münster, Jessingstraße, Haus Deilmann, erbaut 1956. Architekt Harald Deilmann, Münster. 2015.



12 Lemgo, Kramerstraße 6–8, Lückenbebauung, erbaut 1974. Architekt Walter von Lom, Köln. 2001.

mit angegliedertem Baubüro vorzogen, wohnten Andreas Rave, Max von Hausen, Bernhard van der Minde und Ernst-Otto Glasmeier in den von ihnen konzipierten Siedlungen.

Wurde bisher vorwiegend das urbane Wohnen thematisiert, soll zumindest auf eine wichtige Bauaufgabe der 1960er-Jahre im ländlichen Bereich hingewiesen werden: In dieser Zeit entstanden viele Aussiedlerhöfe in Folge von Flurbereinigungen, Dorferneuerungen und beengten Wohn- und Arbeitsverhältnissen an den alten Hofstätten innerhalb der Dörfer. In Westfalen-Lippe war das Baupflegeamt des Landschaftsverbandes federführend bei der Planung und Beratung.

Entwicklung in den 1970er-Jahren

Vor allem die Flächensanierungen innerhalb des Baubestandes und die wachsende Skepsis gegenüber Großsiedlungen und Bauexperimenten begründete Anfang der 1970er-Jahre eine wachsende Akzeptanz des Denkmalschutzes. Das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 unter dem Motto „Erkennen, Erhalten, Erinnern“ dokumentiert dies auf eindrückliche Weise. Die Bauaufgaben änderten sich und verlagerten sich wieder in die Innenstadt.¹⁰ Zu-



13 Belecke, Aussiedlerhof. Architekt Karl Brunne (Baupflegeamt, Landschaftsverband Westfalen-Lippe). 1959.

dem erlaubte das 1971 verabschiedete Städtebauförderungsgesetz den Kommunen, aktiver in die Entwicklungsplanung ihrer Städte einzugreifen.¹¹ Genau das geschah u. a. im Stadtkern von Lemgo. Nach langen Diskussionen mit Öffentlichkeit, Stadtplanern und Landeskonservator, die überregionale Beachtung fanden, wurden hier Wohn- und Geschäftshäuser zwischen die an den beiden Enden stehenden Altbauten eingefügt. Die moderne Architektur respektiert dabei die historisch gewachsenen Strukturen der Stadt, indem sie maßstabsgerechte Neubauten zwischen die beiden historischen Kopfbauten einfügt. Das Motto „Urbanität durch Dichte“ wurde hier auf ganz neue Weise ohne soziologischen Überbau realisiert.

Anmerkungen

- 1 Walter Meyer-Bohe, Neue Wohnformen. Hang-, Atrium- und Terrassenhäuser. Tübingen 1970, S. 8.
- 2 Gustav Hassenpflug / Paulhans Peters, Scheibe, Punkt und Hügel. Neue Wohnhochhäuser. München 1966, S. 16.
- 3 Ingeborg Flagge, Zwischen Leitbild und Wirklichkeit. Über Architekturideen und Wohnräume, über Zumutungen und Banalitäten im Wohnungsbau nach 1945, in: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens Bd. 5. Stuttgart 1999, S. 840.
- 4 Ralf Lange, Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz 65. Paderborn 2003, S. 28.
- 5 Jürgen Krueger, 35 Jahre Hügelhäuser Marl 1968–2003. Philosophie und Baugeschichte. <http://www.marl.de/marl-nach-themen/stadtportraet/stadtgeschichte/in-stadtgeschichte-denken-das-marler-huegelhaus-projekt.html> (abgerufen am 30.4.2016).
- 6 Flagge (wie Anm. 3) S. 849.
- 7 Tina Brandt / Joseph Lammers, Modern Wohnen in den Sechzigern – Die Siedlung Schlesienstraße in Münster, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2000/2, S. 60–71.
- 8 Fred Kaspar, LWL-DLBW, Gutachten zum Denkmalwert vom 4.9.2008.
- 9 Jörg Stabenow, Architekten wohnen. Ihre Domizile im 20. Jahrhundert. Berlin 2000, S. 9.
- 10 Flagge (wie Anm. 3) S. 887.
- 11 Tilman Harlander, Wohnen und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik, in: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens Bd. 5. Stuttgart 1999, S. 301–302.

Bildnachweis

- 1, 3, 7 LWL-DLBW/Gropp. — 2 LWL-DLBW/Hanke. — 4 LWL-DLBW/Stegmann. — 5 Stefan Kleineschulte, Hamburg. — 6 LWL-DLBW/Seifen. — 8 LWL-DLBW/Nieland. — 9, 10 LWL-DLBW/Roets. — 11 LWL-DLBW/Kuhrmann. — 12 LWL-DLBW/Herden-Hubertus. — 13 Walter Först, Fachwerk und Hochhaus. Über die Baupflege in Westfalen. Mitteilungen zur Baupflege in Westfalen 6. Münster 1962, S. 19.

Zur architektonischen Entwicklung und spezifischen Grammatik öffentlicher wie privatwirtschaftlicher Verwaltungsbauten der 1960er- und 1970er-Jahre

Anke Kuhrmann

Verwaltungsbauten – die meisten von uns arbeiten in Gebäuden, die als solche geplant und errichtet wurden, der eine oder die andere vielleicht sogar in einem Verwaltungsbau der 1960er- oder 1970er-Jahre. Manche dieser Bauten sind bereits eingetragene Denkmäler, so das Doppelgebäude aus WestLB/Dresdener Bank in Dortmund, das Rathaus in Minden, das Gronauer Rathaus oder der Rathaus-Komplex in Marl. Andere sind auf dem Weg der Eintragung oder werden derzeit auf ihren Denkmalwert geprüft wie das ehemalige Iduna-Haus in Gelsenkirchen, das Bocholter Rathaus oder das Kultur- und Verwaltungszentrum in Ahlen. Einige der Bauten sind im Zuge weitgehender Sanierungen und energetischer Ertüchtigungen soweit überformt, dass sich die Frage einer Unterschutzstellung nicht mehr stellt, oder wurden, wie das Volkswahl-Bund-Hochhaus in Dortmund 2008, bereits abgerissen.

Der Verwaltungsbau ist eine vielfältige Bauaufgabe, denn unter diesen Begriff fallen sämtliche Bauten des sogenannten Tertiärsektors. Diese Bauten dienen der Planung und Kontrolle von Dienstleistungen, die von privaten

Wirtschaftsunternehmen oder durch öffentliche Einrichtungen erbracht werden.

Die 1960er- und die frühen 1970er-Jahre gelten als die Jahre des Verwaltungsbaus schlechthin. Der durch das Wirtschaftswachstum entfachte Bauboom in der BRD erreichte ein bis dahin unbekanntes und auch später weder in Deutschland noch Europa erreichtes Ausmaß.¹ Vor allem der Tertiärsektor erfuhr um 1960 einen kräftigen Schub, da immer mehr Menschen in Dienstleistungsunternehmen und in Angestelltenberufen arbeiteten.² Dies zog einen gigantischen Bedarf an Büroflächen nach sich.

Auch auf kommunaler Ebene entfaltete sich in den 1960er-Jahren ein wahrer Boom im Verwaltungsbau. Hauptgrund dafür war die ab 1966 in zwei Phasen durchgeführte kommunale Gebiets- und Verwaltungsreform.³ Die altherwürdigen Rathäuser konnten den gestiegenen Anforderungen der drastisch gewachsenen Städte und Gemeinden nicht mehr genügen und so konzipierte man nun großvolumige, häufig funktional-sachliche Verwaltungszentren.



1 Ahlen, Kultur- und Verwaltungszentrum, erbaut 1974–1982. Architekten Brigitte und Christoph Parade. 2016.

Gestalterische und funktionale Charakteristika des Verwaltungsbaus der 1960/70er-Jahre ...

Die Architekturgeschichtsschreibung setzt mit Beginn der 1960er-Jahre eine deutliche Zäsur: Die Phase des westdeutschen Wiederaufbaus mit seinem städtebaulichen Leitbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ mit solitären, offenen Baustrukturen und seiner oftmals noch sehr kunsthandwerklich orientierten Architektur ging zu Ende. Vor allem auch im Verwaltungsbau orientierten sich Stadtplaner und Architekten an dem neuen Leitbild der „Urbanität durch Dichte“. Bauherren wie Architekten strebten nicht nur nach repräsentativer Weltläufigkeit sondern auch nach rationellen und industriellen Bauweisen.⁴ Neue Konstruktionen und Materialien wurden erprobt. Die Gebäude wuchsen aufgrund umfangreicherer Raumprogramme und steigenden Angestelltenzahlen deutlich in Höhe und Breite.

Die besondere gestalterische Signifikanz der Verwaltungsbauten der damaligen Jahre ist ihre Plastizität: Baukörper und Fassaden gerieten gleichsam in Bewegung. Diese Entwicklung lässt sich vor allem aus der inneren Struktur, speziell mit der Weiterentwicklung des Großraumbüros erklären: Die Gebäude wurden für eine optimale räumliche Flexibilität verstärkt auf Großraumbüros hin konzipiert. Eine absolute Neuerung stellten die sogenannten „Bürolandschaften“ dar, die mit ihren frei grup-



2 Dortmund, ehemaliges IBM-Hochhaus, erbaut 1970–1971. Architekt Gustav Schulze. 2011.

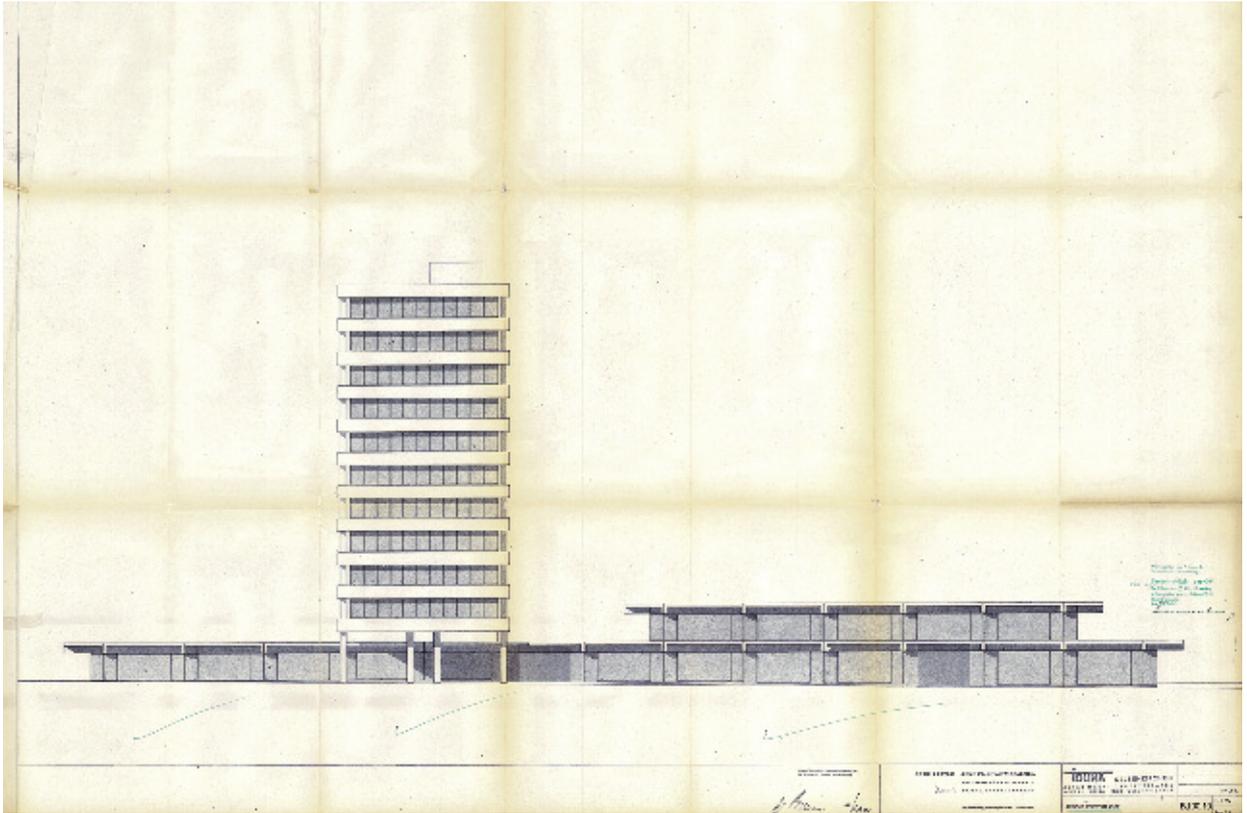
pierten Arbeitsinseln die überkommenen Bürosäle mit ihren sturen Schreibtischkolonnen ablösten. Die „Bürolandschaft“ wiederum beförderte richtungslose, polygonale Grundrisse. Diese Vielfalt der Grundrisse führte – neben den etablierten kubischen und zylindrischen Gebäuden – zu bewegteren Baukörpern, die sich in den 1970er-Jahren zu regelrechten Stadtskulpturen steigerten.

Aufbau und Gestalt der Fassaden orientierte sich zu Beginn der 1960er-Jahre noch stark an den makellosen, vorgehängten Glas-Raster-Fassaden des Internationalen Stils wie dem Seagram Building (Ludwig Mies van der Rohe, 1958) oder dem Lever House (Gordon Bunshaft, 1951–1952) in New York. Eine zu Beginn des Jahrzehnts aufkeimende Kritik an den „streng prismatischen Baukörpern“ (Friedrich Wilhelm Kraemer) führte zu einer mehrschichtigen und reliefartig vor- und zurückspringenden Fassaden mit diaphanen Gitternetzen und umlaufenden Galerien. Zum anderen wurden Fassaden ausgebildet, die alles unter einer vereinheitlichenden Glashaut zusammenfassen.

... an Beispielen aus Westfalen

Der zweiteilige Komplex des Iduna-Hauses in Gelsenkirchen von Friedrich Wilhelm Kraemer, Ernst Sieverts und Günter Pfennig (1966–1968) besteht aus einem flachen Ladenpavillon sowie einem aufgeständerten 10-geschossigen Hochhaus. Hierin spiegelt sich das städtebauliche Leitbild der „Urbanität durch Dichte“ exemplarisch wider. Hochhäuser erlaubten eine hohe Auslastung auf geringer Grundfläche, auch in den repräsentativen innerstädtischen Lagen. Die innerstädtische Lage war vor allem für jene auf Vermietung angelegten Mietbürohäuser wie das Iduna-Haus bedeutsam. Darüber hinaus verdeutlicht das Gebäude die angestrebte Kombination der Verwaltungsgebäude mit verwaltungsfernen Funktionen, sodass verdichtete multifunktionale Zentren entstanden. Das Bürohochhaus des Iduna-Komplexes erhebt sich über einem Breitfuss mit Läden, Gastronomie und privaten Gesundheitseinrichtungen. Mit dieser Baukörperanordnung orientierte sich das Braunschweiger Architekturbüro KPS (Kraemer, Sieverts und Pfennig) sowohl beim Iduna-Haus in Gelsenkirchen als auch bei anderen Projekten für diesen Konzern deutlich an dem für die Nachkriegsarchitektur prägenden Lever House (1951–1952). Die Ausgestaltung der Fassade des Iduna-Hauses mit den reliefhaft inszenierten Brüstungsfeldern aus Guss-Aluminium zeigt dagegen die für die 1960er-Jahre typische horizontale Gliederung und eine stärkere plastische Ausbildung. Häufig waren die vorspringenden Elemente funktional begründet – als Wartungsgang oder für den Sonnenschutz – doch oft entfalteten sie wie in Gelsenkirchen als zweite Raumschicht eine eigene ästhetische Wirkung.

Das Gronauer Rathaus von Harald Deilmann (1973–1976) ist ein augenfälliges Beispiel für die gestalterische Annäherung kommunaler Verwaltungsbauten an die Projekte der boomenden Wirtschaftsunternehmen.⁵ Der von 1973–1976 nach einem Entwurf Harald Deilmanns



3 Gelsenkirchen, Iduna-Haus, erbaut 1966–1968. Architekten Friedrich Wilhelm Kraemer, Ernst Sieverts und Günter Pfennig. Ausführungsplanung 1966.



4 Gronau, Rathaus, erbaut 1973–1976. Architekt Harald Deilmann. 2014.

errichtete Bau präsentiert sich gestalterisch wie ein wirtschaftlicher Verwaltungsbau. Statt tradiert Würdeformen der Bauaufgabe Rathaus war an zwei Hauptansichtsseiten lediglich jeweils ein großes gelbes „G“ angebracht worden, dass eher an ein Firmenlogo erinnert. Wenn man so will, an das Logo des „Unternehmens“ Gronau.⁶

Der mehrteilige Rathauskomplex in Marl von Johan Hendrik van den Broek und Jacob Berend Bakema (1960–1967) hingegen verzichtet bei aller Modernität und Wirtschaftsnähe nicht auf tradierte Würdeformeln. Der additiv hinzugefügte, freistehende Uhrenturm zeichnet den auf den ersten Blick profanen Baukomplex als Rathaus aus. Gleichzeitig zieht das Gebäude seine repräsentative Wirkung aus der neuartigen Konstruktion seiner Punkthochhäuser: Erstmals in Europa realisierte das niederländische Büro van den Broek und Bakema eine Hängekonstruktion. Die Marler Hängehäuser bezeugen das Experimentieren mit innovativen Konstruktionen und Materialien in dieser technikorientierten Zeit.

Auch das 1974–1982 nach Entwurf von Brigitte und Christoph Parade errichtete, aus Rathaus und Stadthalle bestehende Kultur- und Verwaltungszentrum in Ahlen ist ein prägnantes Beispiel für die Verdichtung von Funktionen im Bereich des kommunalen Verwaltungsbaus. Diese Rathäuser neuen Typs wurden ab Ende der 1960er-Jahre zur Erhöhung der Attraktivität und Belebung nach Büroschluss mit kulturell-gesellschaftlichen Einrichtungen wie Bibliotheken, Stadthallen, Volkshochschulen, Galerien und Restaurants sowie ab den 1970er-Jahren auch mit Einkaufszentren kombiniert.⁷ Darüber hinaus ist der über ei-

nem hexagonalen Grundriss angelegte, differenziert gestufte, allseitig orientierte Komplex – genauso wie das Gronauer Rathaus – ein aufschlussreicher Zeuge für das in den 1960er-Jahren die Architektur revolutionierende „Wabenmotiv“. Als Planungsgrundlage und ästhetisches Motiv findet man es in Grundrissstrukturen, Baukörpern, Betondecken, Pflasterungen und sämtlichen Ausstattungselementen. Seit dem 1968–1973 errichteten Rathaus in Pforzheim (Architekt Rudolf Prenzel) hatte sich das der Wabe zugrundeliegende Dreiecksraster auch im Rathausbau etabliert.⁸ Das Kultur- und Verwaltungszentrum in Ahlen zeigt die für die späten 1960er- und die 1970er-Jahre typischen abgeschrägten oder abgerundeten Gebäudekanten.

Maßstab bildend für die plastischen Baukörper der Moderne 1960+ und den Einsatz von Betonelementen und Sichtbetonfassaden sind die Bauten von Harald Deilmann für die ehemalige Westdeutsche Landesbank in Münster und Dortmund sowie sein Rathaus in Rheda-Wiedenbrück. Die großen Bankgebäude WestLB/Dresdner Bank (heute Commerzbank) in Dortmund (1975–1978) und WestLB in Münster (1969–1975) organisierte Deilmann als raumgreifende, breitlagernde, getreppte Baukörper. Die umlaufenden Brüstungsbänder aus Leichtbeton wechseln sich mit Fensterbändern aus bronzefarbenem Reflexionsglas ab und betonen auch hier die Horizontale. In ihrer spezifischen Material- und Formsprache stehen Deilmanns Bankgebäude insbesondere für die technoide Architektur der 1960/70er-Jahre. Dies hängt vor allem mit den Sichtbeton-Brüstungen zusammen, die bewusst in einer



5 Marl, Rathauskomplex, erbaut 1960–1969. Architekten Johan Hendrik van den Broek, Jacob Berend Bakema. 2016.



6 Ahlen, Kultur- und Verwaltungszentrum, erbaut 1974–1982, rückwärtige Fassade. Architekten Brigitte und Christoph Parade. 2016.



7 Dortmund, ehemalige WestLB/Dresdener Bank, erbaut 1975–1978. Architekt Harald Deilmann. 2014.

Kunststoffschalung und unter Zugabe von Weiß-Zement eine glatte, einheitlich helle, nahezu metallische Erscheinung erhielten. Darüber hinaus nehmen die Bauten mit ihren gerundeten Gebäudekanten die sogenannte „Round-Line“⁹ oder Soft-edge-Ästhetik auf, die dem Produktdesign und Karosseriebau entlehnt war. Deilmanns Rathaus in Rheda-Wiedenbrück (1972–1974), heute bereits beton-saniert und mit zusätzlichen Fassadenelementen versehen, verdeutlicht die starke Aufwertung, die das Material Beton in seiner ästhetischen Qualität seit Mitte der 1960er-Jahre erfahren hatte. Sichtbetonfassaden prägten als Rasterstrukturen oder wie in Rheda-Wiedenbrück als asymmetrisch zusammengesetzte Volumina das Baugeschehen. Auch die Anfang der 1970er-Jahre entstandenen Rathäuser in Telgte (1971–1974, Bitter, Möllers und Rubarth) und Greven (1969–1973, Dieter Oesterlen) zeigen eindrucksvolle Fassaden aus horizontalen Sichtbeton-Brüstungselementen und dunklen Leichtmetallfenstern.

Die innere Gestaltung der Verwaltungsbauten der sogenannten Spätmoderne war geprägt von großen Foyerlandschaften, Sichtbetonflächen und gesamt-kunstartigen, oft technoid anmutenden Ausstattungen sowie innovativen Piktogramm- und Farbleitsystemen.

Eine besonders revolutionäre Entwicklung war die Einführung der Bürolandschaft. Diese maßgeblich auf das „Quickborner Team“¹⁰ zurückgehende Entwicklung des Großraumbüros zur Bürolandschaft lässt sich exemplarisch

an dem von Werner Ruhnau Anfang der 1970er-Jahre entworfenen Verwaltungsgebäude für den Fleischwarenproduzenten Herta (Karl Ludwig Schweisfurth) in Herteln nachvollziehen: In dieser zweigeschossigen, vollklimatisierten, terrassierten Großraumanlage befindet sich im zweiten Obergeschoss eine – wenn auch nicht im Mobiliar so doch in der Raumstruktur erhaltene – Bürolandschaft mit den typischen Elementen: hierarchielose Anordnung der Arbeitsplätze im Raum, durch halbhohe Wandschirme separierte Arbeitsplätze, Verweilbereiche, Pflanzinseln und Kunstobjekte.

War das Bürohaus der 1950er-Jahre noch weitgehend in Zellenbüros aufgeteilt und Großräume nur im Bereich von Schreibsälen vorgesehen, gibt es in den 1960ern einen deutlichen Trend, nahezu alle Arbeitsplätze in wenigen Großräumen zusammenzufassen. Ziel war die Verbesserung des Arbeitsflusses und eine größere Flexibilität: So mussten bei innerbetrieblichen Umstrukturierungen nur Möbel umgestellt werden. Mitte der 1970er-Jahre erfolgte bereits wieder die Abkehr von der Bürolandschaft, als Studien zeigten, dass 80% der Arbeit vor allem in Gruppen erledigt wird. Die architektonische Antwort auf diese Erkenntnis waren Gruppenbüros.¹¹

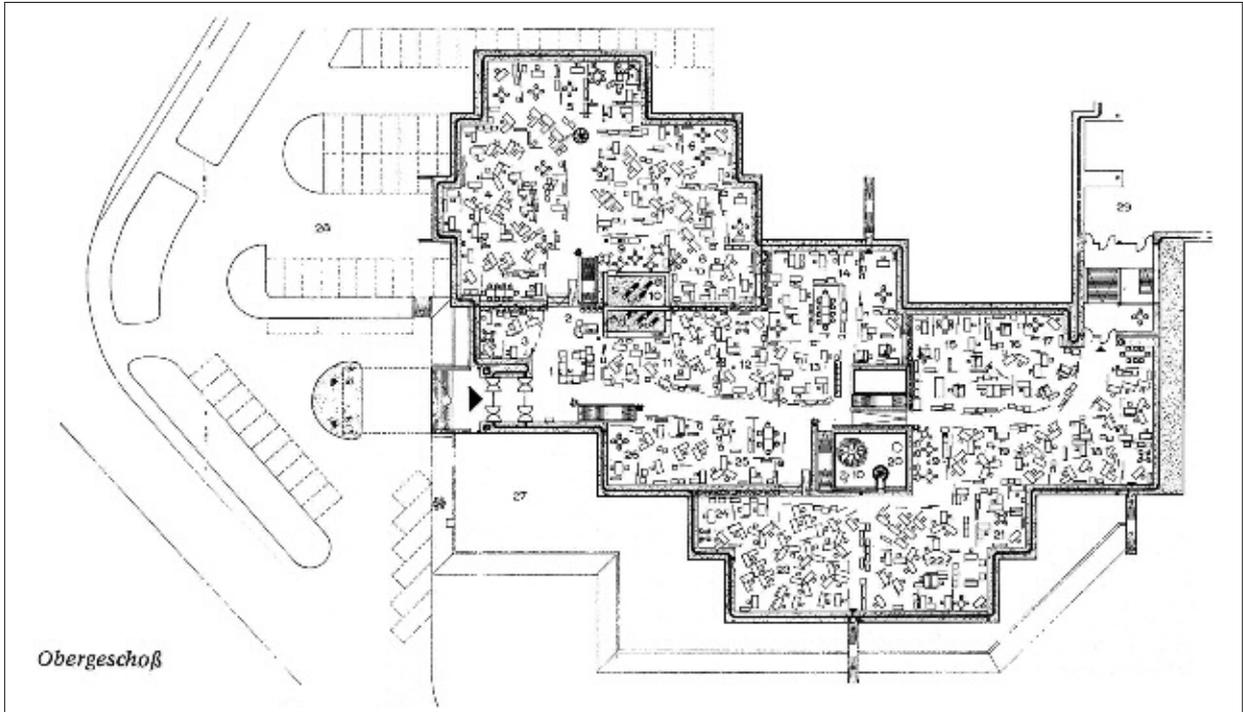
Diesen knappen Überblick über die Verwaltungsbauten der Spätmoderne schließe ich mit einem Zitat von Clemens Kieser, Denkmalpfleger aus Baden-Württemberg, der sich 2012 in seinem Buch „Zwischen Scheibe und Wabe“



8 Rheda-Wiedenbrück, Rathaus, erbaut 1972–1974. Architekt Harald Deilmann. Zustand nach der Fassadensanierung 2016.

intensiv mit den Verwaltungsbauten dieser Zeitstellung auseinandergesetzt hat: „So mag es in mancher Hinsicht widersinnig erscheinen, über den Denkmalwert architektonischer Errungenschaften nachzudenken, aus deren Ablehnung heraus die moderne staatliche Denkmalpflege

erst hervorgehen konnte. Und dennoch – die hier behandelten Jahre brachten eine Vielzahl von großartigen architektonischen Leistungen hervor. Es ist an uns, ihren Wert zu erkennen und sie zu bewahren.“



9 Herten, Herta AG, erbaut 1971. Architekt Werner Ruhнау, Grundrissorganisation der Bürolandschaft 1971.



10 Herten, Herta AG, erbaut 1971. Architekt Werner Ruhнау. Blick in die Personalabteilung; links: Pausenbereich mit Wasserplastik von Norbert Kricke. 1971.

Literaturauswahl

Gerhard Bickenbach (Red.), Verwaltungsbauten. Neubau, Umbau und Erweiterungen. Stuttgart 1987.

Martin Bredenbeck, Neue Zeiten, neue Klötze, neue Akteure: Leverkusen und seine Rathäuser, in: Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (Hg.), Klötze und Plätze. Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten der 1960er und 1970er Jahre. Dokumentation der Tagung 2012 im Rathaus Reutlingen. Bonn 2012, S. 127–137.

Martin Damus, Das Rathaus. Architektur- und Sozialgeschichte von der Gründerzeit zur Postmoderne. Schwerpunkt: Rathausbau 1945–1986 in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 1988.

Michael Hecker / Ulrich Krings, Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein ungeliebtes Erbe?, in: Michael Hecker / Ulrich Krings (Hg.), Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein ungeliebtes Erbe? Köln 2011, S. 13–17.

Clemens Kieser, Von der Kunst, Arbeit zu planen: Verwaltungsbau in Deutschland 1960–75, in: Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der BRD (Hg.), Zwischen Scheibe und Wabe. Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmale. Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland Bd. 19. Petersberg 2012, S. 8–41.

Clemens Kieser, Die langen 1960er Jahre – Strategien und Ergebnisse der Inventarisierung, in: Bund Heimat und Umwelt in Deutschland (Hg.), Klötze und Plätze. Wege zu einem neuen Bewusstsein für Großbauten der 1960er und 1970er Jahre. Bonn 2012, S. 59–66.

Peter Kroos: Architektur der 1960er und 70er Jahre. Qualitäten einer ungeliebten Baukunst in Dortmund, in: Peter Kroos (Hg.), Architektur der 1960er und 70er Jahre. Qualitäten einer ungeliebten Baukunst in Dortmund. Dortmund 2008, S. 22–27.

Ralf Lange, Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 65. Bonn 2003.

Klaus Jan Philipp, Einführung in die internationale Leitbildentwicklung der 1960er und 1970er Jahre, in: Michael Hecker / Ulrich Krings (Hg.), Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein ungeliebtes Erbe? Köln 2011, S. 19–27.

Werner Ruhnau, Verwaltungsgebäude der Herta KG in Herten/Westf., in: Bauwelt 1971, Heft 24, S. 1034–1038.

Anmerkungen

1 Die 1960er- und frühen 1970er-Jahre sind in sämtlichen Bereichen eine baulich enorm produktive Epoche gewesen. Erst mit der Ölkrise 1973 und der damit einhergehenden wirtschaftlichen Stagnation setzte auch im Baubereich ein Umdenken ein (Michael Hecker / Ulrich Krings, Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein ungeliebtes Erbe?, in: Michael Hecker / Ulrich Krings [Hg.], Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein ungeliebtes Erbe? Köln 2011, S. 13).

2 Ralf Lange, Architektur und Städtebau der sechziger Jahre. Planen und Bauen in der Bundesrepublik Deutschland und der DDR von 1960 bis 1975. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Bd. 65. Bonn 2003, S. 7.

3 Die kommunale Gebietsreform in NRW wurde in zwei großen Phasen 1966–1969 und 1969–1974 durchgeführt und fand ihren weitgehenden Abschluss am 1.1.1975. Ziel war die Zusammenlegung der kleinen Gemeinden zur Verbesserung der finanziellen und personellen Leistungsfähigkeit.

4 Clemens Kieser, Von der Kunst, Arbeit zu planen: Verwaltungsbau in Deutschland 1960–75, in: Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der BRD (Hg.), Zwischen Scheibe und Wabe. Verwaltungsbauten der Sechzigerjahre als Denkmale. Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland Bd. 19. Petersberg 2012, S. 8.

5 Kieser 2012 (s. Anm. 4) S. 23.

6 Martin Damus: Das Rathaus. Architektur- und Sozialgeschichte von der Gründerzeit zur Postmoderne. Schwerpunkt: Rathausbau 1945–1986 in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 1988, S. 161.

7 Kieser (wie Anm. 4) S. 24.

8 Ebd. S. 27.

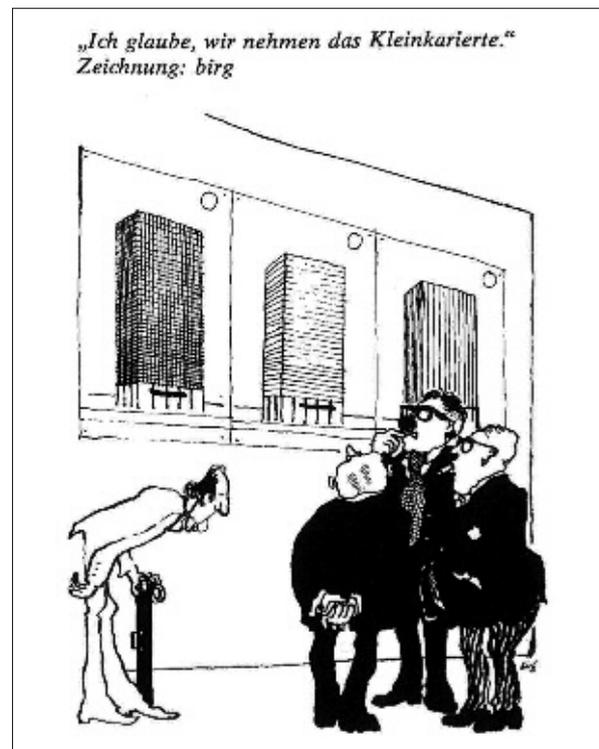
9 Lange (wie Anm. 2) S. 14.

10 Ende der 50er Jahre gegründetes Beratungsunternehmen Eberhard und Wolfgang Schnelle GmbH für die Organisationsplanung von Unternehmen. Hervorgegangen aus HH Büromöbelhersteller Velox. Nach dem Umzug 1962 nach Quickborn gab sich das Team 1965 den Namen „Quickborner Team“.

11 Kieser (wie Anm. 4) S. 16 f.

Bildnachweis

1, 5, 6 LWL-DLBW/Brockmann-Peschel. — 2 Architektur-Bildarchiv/Thomas Robbin. — 3 Stadt Gelsenkirchen, Bauaktenarchiv. — 4, 7 LWL-DLBW/Niedland. — 8 LWL-DLBW/Roets. — 9, 10 Bauwelt 1971/24. — 11 Bauwelt 1978/24, S. 63.



Freiraumgestaltung der Nachkriegsmoderne

Marcus Weiß

Öffentliche Freiflächen und private Gartenanlagen der Nachkriegszeit stehen – im Gegensatz zum baukulturellen Erbe – erst seit relativ kurzer Zeit im Fokus wissenschaftlicher Forschungen. In der jungen Bundesrepublik sowie in der DDR entstanden nach 1945 Freiraumgestaltungen, die in ihrer Formensprache, Ausstattung und Materialität den Zeitgeist des Aufbruchs widerspiegeln. Sie sind daher neben ihren gartenkünstlerischen und funktionalen Qualitäten auch bedeutende Zeugnisse der gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Strömungen der Zeit. Der Notwendigkeit ihres Erhalts liegt ein öffentliches Interesse zu Grunde, welches in den vergangenen Jahren nur ungenügend zum Ausdruck gebracht wurde.

Die Auseinandersetzung mit den Zeugnissen der Zeit nach 1945 setzt in erster Linie das Erkennen ihrer baulichen Substanz sowie ganz maßgeblich die Akzeptanz und Wertschätzung ihrer gartenkünstlerischen Qualität voraus. Da bisher kaum allgemeine Bewertungskriterien für die Erfassung von Anlagen dieser Zeit erarbeitet wurden, besteht nach wie vor großer Forschungs- und Erfassungsbedarf.

Die 1950er-Jahre

Während die Jahre nach Kriegsende vorwiegend der Schaffung von neuem Wohnraum und der Wiederherstellung von Infrastruktur gewidmet wurde, gewann ab 1950 die Gestaltung von öffentlichen und privaten Freiräumen wieder deutlich an Bedeutung. In Zeiten des Wirtschaftswunders galt es, die wiedergewonnene Freiheit und den materiellen Wohlstand durch ästhetisch ansprechende und für die Erholung der Bevölkerung nutzbare Freiraumgestaltungen zum Ausdruck zu bringen.

Die Protagonisten der Gartenarchitektur, wie das Fach damals noch genannt wurde, waren im Wesentlichen jene der 1920er- und 1930er-Jahre. Den meisten gelang nach Kriegsende ein rascher Wiedereinstieg in das Berufsleben und sie beeinflussten, meist als Freischaffende, die gartenkünstlerische Entwicklung jener Jahre im gelernten Stil. Erfahrene Gartengestalter wie Hermann Mattern, Herta Hammerbacher, Otto Valentien und vor allem Karl Foerster prägten damit die nächste Generation von jungen Freiraumplanern, welche den Zeitgeist der Reformgartenbewegung der 1920er-Jahre in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts transportierten.



1 Paderquellgebiet in Paderborn. Die Parkanlage nach ihrer Fertigstellung Mitte der 1950er-Jahre.

Ihr Stil war maßgeblich geprägt von einer malerisch-landschaftlichen Formensprache, welche sich durch den Wechsel von ausgedehnten Staudenpflanzungen und sanft modellierten Rasenflächen darstellte. Die bewusst an „natürliche“ Vorbilder angelehnten Strukturen eines Gartens setzten sich auch in den unbelebten Gestaltungselementen fort. Symmetrie und Axialität wurden bewusst vermieden, stattdessen folgte das Erscheinungsbild von Wasserbecken, Beeteinfassungen oder Wegeführungen einem organisch anmutenden Gestaltungsduktus. Großer Wert wurde vor allem auch auf die Verwendung von „richtigen“ resp. regionalen Baumaterialien und auf eine traditionell-handwerkliche Ausführung gelegt.

Nach den einschlägigen Fachzeitschriften der Zeit scheint das Thema „moderne und innovative Baumaterialien in der Freiraumgestaltung“ spätestens zur Mitte des Jahrzehnts im Fachdiskurs der Gartengestalter angekommen zu sein. Zunächst noch sehr zögerlich wird 1955 durch den Schweizer Gartengestalter Hans Jakob Barth das Potenzial von Beton als Baumaterial für Wege und Plätze dargestellt: „Es ist gewiss ein wesentliches Merkmal guter und moderner Bauweise, dass die neu gewonnenen Mittel nicht versteckt, sondern ehrlich gezeigt und auch ästhetisch in den Dienst des Ganzen gestellt werden. Gerade die Möglichkeiten einer klaren Gliederung von Fläche und Baukörper sind durch die Verwendung von Beton außerordentlich erweitert worden. Da der Garten zum Hause gehört muss auch er eine klare Struktur erhalten. Diese kann gerade auch durch die rechteckigen Betonplatten ge-

geben werden, ganz besonders wenn die Formate unterschiedlich groß sind.“¹ Mit dieser Aussage kündigt sich bereits der Paradigmenwechsel an zu einem Stil, der prägend für die kommenden Jahrzehnte sein sollte: Die Verwendung von künstlich hergestellten Baumaterialien und die damit einhergehende Rückwendung zur geometrischen Formensprache als bewusster Kontrast zur „belebten Natur“. Der Garten wendet sich – wie schon so oft in der Geschichte der Gartenkunst – wieder mehr dem Haus, also der gebauten Umwelt zu.

Barth äußert sich weiter: „In jedem Fall hängt das Gelingen vielmehr vom ‚Wie?‘ als von der Frage ‚mit was?‘ ab. Betonplatten sind nicht nur leider oft unvermeidliches Übel oder billiger Ersatz für Naturstein, es können mit ihnen auch gestalterisch durchaus ebenbürtige Lösungen gefunden werden.“²



2 Hermann Mattern um 1962.



3–4 Gestaltungsdetails mit modernen Baumaterialien. Pflanzschalen aus Faserzement und Wasserfall aus Fiberglas. Bundesgartenschau Kassel 1955.

Auch die Landschaftsarchitektin Gerda Gollwitzer hebt in der Zeitschrift „Garten und Landschaft“ positiv hervor: „Das neue Material ist biegsamer und wendiger geworden. Es verblüfft durch seine Leichtigkeit und Einfachheit, welche gerade dadurch dem Wesen des Gartens so sehr entspricht.“³ Auch von ihr werden rationale Erwägungen für eine Verwendung von Beton im Garten speziell der „vollends günstigere Preis“ ins Feld geführt, gleichzeitig merkt sie jedoch an, dass „kein anderer Baustoff den Naturstein jemals ganz aus unseren Gärten verdrängen wird“.⁴

Auf der Bundesgartenschau von 1955 in Kassel zeigte der Gartenarchitekt Hermann Mattern zahlreiche innovative Gestaltungslösungen mit zeitgemäßen Baumaterialien. Neben Beton im Wegebau wurden die kreativen Möglichkeiten von Stahlrohrkonstruktionen, Faserzement, Glas und anderen Kunststoffen präsentiert. Insbesondere im Bereich des Spielplatzbaus etablierten sich seit den späten 1950er-Jahren Gerätekombinationen aus Stahlrohr. Neben der kostengünstigen und effizienten Herstellung bieten sich unzählige Möglichkeiten für kreative Gestaltungsvarianten. Diese wurden auch mehr und mehr im privaten Bereich geschätzt und für Lauben, Pergolen und andere Kleinarchitekturen anstelle der bisher üblichen Holzbohlenkonstruktionen eingesetzt.

Die 1960er-Jahre

Spätestens mit dem Beginn der 1960er-Jahre setzt sich der Baustoff Beton in der Freiraumgestaltung endgültig durch und beschränkt sich nicht mehr nur auf die Oberflächengestaltung in der zweidimensionalen Ebene. Die Erfindung des Waschbetons der niederländischen Gartenarchitektin



5 Pergolenkonstruktion aus Stahlrohr und Holz. Mitte der 1950er-Jahre.

Wilhelmina Mien Ruys (1904–1999) prägte wie kaum ein anderes Material die Gestaltung von Gärten und Parks bis weit in die 1980er-Jahre hinein. Die einfache und kostengünstige serielle Produktion des Baustoffs mit seinen unzähligen Spielvarianten an Zuschlagstoffen sorgte für eine flächendeckende Wandlung des Erscheinungsbildes von Stadträumen und Privatgärten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Mit den neuen Materialien wandelte sich auch die Formensprache von überwiegend organisch-landschaftlich geprägten Gestaltungsbildern hin zu klar geometrischen und gerasterten Raumstrukturen. Stadtplätze der 1960er- und 1970er-Jahre wurden nunmehr maßgeblich dominiert von großformatigen Waschbetonplatten, mobilen Pflanzgefäßen, Hochbeeten, Mauern, Treppen, Sitzelementen und Wasserspielen. Das malerische Element des vorangegangenen Jahrzehnts wurde – zumindest im Städtebau-



Bild nicht verfügbar



6–7 Formal-geometrische Freiraumgestaltung mit Waschbetonplatten und Pflanzkübeln aus Beton. Anfang der 1960er-Jahre.

lichen Kontext – mehr und mehr zugunsten eines bedürfnisorientierten, reduziert-formalistischen und nah an der Architektur orientierten Gestaltungsziels ersetzt.

Ein Beispiel für die Freiraumgestaltung in Westfalen ist der Europaplatz in Castrop-Rauxel von der Architektengemeinschaft Arne Jacobsen und Otto Weitling. In den Jahren 1968–1975 wurden die wesentlichen Teile der Anlage aus Rathaus, Europahalle und Stadthalle sowie dem als zentralen Mehrzweckplatz konzipierten Europaplatz angelegt. Die zwischen den Gebäuden auf einem Parkdeck angelegte, streng geometrisch gegliederte Fläche ist mit quadratischen Waschbetonplatten belegt und durch Baumreihen, Baumraster, eine Stahlpergola und Hecken in Betonpflanzkästen in unterschiedliche Gartenräume gefasst. Mit der Platzgestaltung präsentierten Jacobsen und Weitling einen zeittypischen, klassisch-reduzierten Entwurf, welcher zum einen den Forderungen eines funktional nutzbaren Stadtraumes und zum anderen einer ressourcenschonenden schlichten, aber gestalterisch anspruchsvollen Umsetzung gerecht wurde.

Ungefähr um zehn Jahre zeitversetzt zur Entwicklung in der Architektur setzt auch die Verwendung des sogenannten Sichtbetons in der Mitte der 1960er-Jahre in der Freiraumplanung ein. Das bewusste Zeigen des „nackten“ Baumaterials mit all seinen Unebenheiten und Herstellungsspuren gilt als Erkennungsmerkmal des Brutalismus (franz. „beton brut“: roher Beton) in der Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre. Mit dem Verzicht auf zusätzliche dekorative Ausstattungselemente wurden die rein plastischen Materialeigenschaften geometrischer Baukörper zum Hauptmotiv der architektonischen Ausdrucksform erhoben. In der Freiraumgestaltung finden wir Sichtbetonbauteile als dreidimensionale Gestaltungselemente meist im engen konzeptionellen Zusammenhang mit einem Bauwerk und mit dem konkreten Ziel einer höchstmöglichen Verflechtung von Architektur und Freiraum zu einem künstlerischen Ganzen.

Besonders herausragend gelungen ist das dem Landschaftsarchitekten Georg Penker in den zwischen 1968 und 1971 realisierten Außenanlagen der Ruhr-Universität Bochum. Der Planer gestaltete unter anderem im östlichen Querforum des Universitätscampus eine idealisierte, landschaftliche Szenerie mit Quelle, Wasserfall, Bachlauf und See. Um der Massivität der Universitätsbauten entgegen zu wirken, setzte Penker als Gestaltungsdetail unterschiedlich geformte Sichtbetonbauteile ein, welche sich in Modulbauweise mit variierenden Höhen und Dispositionen zu einer abstrakten Landschaftsskulptur vereinen. Der Wasserfall erscheint im Gegensatz zu vielen anderen Planungen dieser Zeit als malerisches Element, welches im bewussten Kontrast zum Funktionalismus der gebauten Umwelt als gestalterischer Kulminationspunkt erscheint. Seine Materialeigenschaften weisen hingegen unmissverständlich auf den architektonisch-konstruktiven Gesamtzusammenhang mit den Universitätsbauten hin.

Auch der Landschaftsarchitekt Hermann Mattern nutzte das gestalterische Potential des modernen Baustoffs. Inmitten des alten Palaisgartens in Detmold legte er Ende

der 1960er-Jahre einen modernen Rosengarten im unmittelbaren Umfeld des neu erbauten Konzertsales der Musikakademie an. Die Errichtung des nicht unumstrittenen Gebäudes und seiner Außenanlagen erfolgte an der Stelle eines älteren Rosengartens am Rand ausgewachsener Eichenbestände. Die streng architektonisch konzipierte Gestaltung umfasst eine mehrstufige Terrassenanlage mit breiten Treppen, welche bühnenartig in den Südosthang eingebettet ist. Sie fungiert als Erweiterung des Foyerraumes im Freien und wird für Sommerkonzerte genutzt. „Das Material des Baukörpers ist mit dem Material des Rosengartens abgestimmt. Sichtbeton und Schieferverkleidung am Haus, Sichtbeton die Stützmauern. Die höher gelegenen Terrassenstufen sind mit Waschbetonplatten ausgelegt“.⁵ Charakteristisch ist auch die äußerst großflächige und großzügig ausgewiesene Bepflanzung des



8–9 Der Europaplatz in Castrop-Rauxel. Gestaltungsdetails mit linearen Heckenstrukturen, Plattenbelag und Pflanzkübeln aus Waschbeton. 2016.



10 Außenanlagen der Ruhr-Universität Bochum. Stilisierter Wasserfall und Bachlauf im Querforum-Ost nach Fertigstellung. 1972.



11 Gegenwärtiger Zustand des Bachlaufs im Querforum-Ost. 2016.



12 Der von Hermann Mattern umgestaltene Rosengarten im Palaisgarten Detmold. Blick auf den oberen Teil der Terrassenanlagen. 1967.



13 Aktueller Zustand der Treppenanlage im Rosengarten. 2015.

gesamten Rosengartens mit nur sehr wenigen Solitärsträuchern.

Für die Pflanzplanungen der Zeit ist allgemein zu konstatieren, dass sich Gestaltungsmuster zumeist an den geometrischen Formen der gebauten Architektur orientierten und damit ein eher formalisiertes Erscheinungsbild und eine reduzierte Artenauswahl vorherrschten. Die dekorativen und aufwendigen Pflanzplanungen eines Karl Foerster etwa schienen damit endgültig der Vergangenheit anzugehören bzw. sich auf private Gartenplanungen und temporäre Gartenschauen zu beschränken.



14 Pflanzplanung von Karl Foerster auf der Freundschaftsinsel, Potsdam. Restaurierter Zustand in den 1970er-Jahren.

Abschließend kann gesagt werden, dass die Freiraumplanung der Nachkriegsmoderne selbstbewusst die Möglichkeiten moderner Baumaterialien nutzte, sich damit aber zum Teil ihre autonome Stellung innerhalb der bildenden Künste vergab. Auffällig sind die Tendenzen sowohl zu materieller Vielfalt als auch zu Sparsamkeit in der Ausstattung. Letztere sind nicht nur auf das allgemeine Spardiktat der öffentlichen Verwaltungen sondern auch auf die Forderungen der Gesellschaft bezüglich Nachhaltigkeit und ressourcenschonendem Umgang im Bauen zurückzuführen.

Anmerkungen

- 1 Hans Jakob Barth, Betonplatten im Garten?, in: *Garten und Landschaft* 1953/1, S. 8.
- 2 Ebd.
- 3 Gollwitzer, Gerda: Naturstein oder neue Baustoffe? in: *Garten und Landschaft* 1955/1, S. 2.
- 4 Ebd.
- 5 Konzertsaal der Musikakademie Detmold, in: *Garten und Landschaft* 1972/8, S. 36.

Bildnachweis

- 1 Verlag Schöning und Co., Lübeck. — 2 Vroni Hampf-Heinrich, Hermann Mattern 1902–1971. *Gärten, Gartenlandschaften, Häuser*. Ausstellung der Akademie der Künste und der Technischen Universität Berlin. Ausstellungskatalog. Berlin 1982, S. 3. — 3–5 Repro aus: *Garten und Landschaft* 1955/9. — 6, 7 Repro aus: *Garten und Landschaft* 1963, Heft 3. — 8, 9, 11, 13 LWL-DLBW/Weiß. — 10 Universitätsarchiv Bochum, Dep. Staatliches Bauamt Bochum 02, Nr. 72.0437. Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW. — 12 Foto beatefoto. Repro aus: *Garten und Landschaft* 8, 1972. — 14 Foto B. Bergande. Repro aus: *Bund Heimat und Umwelt in Deutschland* (Hg.), *Grün Modern. Gärten und Parks der 1950er bis 1970er Jahre*. Dokumentation der Tagung 2013 in Hamburg. Bonn 2013, S. 79.

Bildungsbauten

Hans H. Hanke

Obwohl in den 1950er-Jahren große Erfolge im Wiederaufbau und Neubau der Gebäude für das Bildungswesen erzielt worden waren, sind auch die 1960er- und 1970er-Jahre stark geprägt durch neue Bauten einer durchgreifenden Bildungsreform. In diesem Beitrag werden ausgewählte Beispiele aus Westfalen vorgestellt.

Auslöser der Bildungsreform war der sogenannte „Sputnikschock“ 1957. Die Sowjetunion hatte mit dem weltweit ersten erfolgreichen Satellitenstart ihren generellen technologischen Vorsprung bewiesen. Im Besonderen hatte sie gezeigt, dass sie mit Langstreckenraketen Westeuropa und die USA nuklear angreifen konnte. Der Schock saß tief. Um diesen Rückstand aufzuholen, konzentrierte sich die westliche Welt in den 1960er-Jahren auf die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses im Bereich Maschinenbau, Ingenieurwissenschaften, Naturwissenschaften und Technologie. Die Ausweitung der Studiengänge der Geisteswissenschaften, Politikwissenschaften und Sprachen sollte zugleich einen verantwortlichen Umgang mit Instrumenten und Techniken – unter anderem auch mit neuen Waffen – gewährleisten.

In Deutschland zeigte die Analyse des bestehenden Bildungssystems erschreckende Mängel in allen Bereichen auf. Zu den technologischen und militärischen Zielen einer

veränderten Bildungspolitik trat in der BRD auch das neu zu justierende Ziel der Demokratisierung der Gesellschaft, was als „1968er-Bewegung“ bekannt wurde. Dabei propagierte man das Leitbild, dass Mitdenken in Zukunft wichtiger werden sollte als eingepacktes Wissen.

Um die geburtenstarken Jahrgänge für diese bildungspolitischen Ziele vollständig zu aktivieren und zu qualifizieren, mussten immense Ungerechtigkeiten im Bildungswesen ausgeglichen werden. Sie gingen als „Bildungskatastrophe“ in die Geschichte der BRD ein und wurden mit den folgenden Stichworten erklärt:

- 1) Dem wegen Überalterung schrumpfenden Lehrkörper standen geburtenstarke Jahrgänge gegenüber.
- 2) Neben dem enormen Mangel an Schulraum – es fehlten 260.000 Schulklassen – fehlte es an Universitäten.
- 3) Es fehlte an Facharbeitern und Akademikern.
- 4) Die Ausbildungsgänge waren schlecht konzipiert, was durch die schlechte Ausstattung baulich unzureichender Lernorte noch verstärkt wurde.
- 5) Es bestand ein großes Bildungsgefälle zwischen Stadt und Land,
- 6) zwischen Jungen und Mädchen,
- 7) zwischen Reich und Arm und sogar
- 8) zwischen katholischen und evangelischen Regionen.



1 Bochum, Ruhr-Universität (gebaut 1964–1984). 2010.

Diese Analyse des deutschen Bildungswesens führte zu einem nationalen Minderwertigkeitskomplex, der die Politik zum Handeln veranlasste. Die gerade erst wiedergewonnene Wettbewerbsfähigkeit Deutschlands war akut bedroht. Anfang der 1960er-Jahre wurde daher die Bildungsreform ausgerufen. Das bestehende und im Prinzip tragfähige Bildungssystem der Bundesrepublik Deutschland wurde in der Bildungsreform aber nicht aufgelöst, sondern durchforstet, ergänzt und für alle Bundesländer weitgehend vereinheitlicht.

Im sozialen Bereich führte man die Lehrmittelfreiheit und die Unterhaltszuschüsse (BaFöG) für Lernende ein. Studiengebühren wurden abgeschafft. Der Großteil der 40 Milliarden DM, der 1945 bis 1968 in den Hochschulbau flossen, wurde ab 1960 ausgegeben. Allein der Bau der Ruhr-Universität Bochum kostete 1,2 Milliarden DM. Von 1969 bis 1975 setzte man rund 50 Milliarden DM ein, mit denen 142.000 Volksschulklassen, 40.000 Realschulklassen, 36.000 Berufsschulklassen sowie 35.000 Gymnasialklassen errichtet wurden.

Für die unterschiedlichen Formen des Bildungssystems mussten neuartige Gebäude konzipiert werden. Sie sollten das ganze Land durchdringen, um eine freie und gerechte Ausbildung für alle anbieten zu können. Für die Architektur bedeutete das zum Beispiel, Raum zu konzipieren für die neue 10. Hauptschulklasse, für Gemeinschaftsbereiche und technische Fachräume wie Sprachlabore, Film-, Funk- und Fernsehräume sowie erste Rechnerräume. Klassenräume sollten die Anmutung von Wohnstuben gewinnen: Die Pavillonschule wurde ein bevorzugtes System.

Im Städtebau sollten die Schulgebäude von der grünen Wiese als Bürgerzentren zurück in die Ortsmitte rücken,

erweitert durch Bücherei, Volkshochschule oder Auf führungsräume. Im Gegenzug sah man für die notwendigen riesigen Flächen der neuen Hochschulen die englischen und amerikanischen Campus-Universitäten als Modell an.

Ruhr-Universität Bochum

Fläche:	368.000 m ²
Studierende um 2014:	43.000
Gründungsbeschluss:	1961
Wettbewerb:	1963
Campus-Bau:	1964–1984
Sanierung 2011–2016:	1,2 Mrd. Euro

Den eindrucksvollen Auftakt der Bildungsreform machte die 1961 gegründete Ruhr-Universität Bochum (RUB). Sie war die erste Universität, die in der jungen Bundesrepublik neu errichtet wurde. Sie war zudem die erste Universität im angeblich „bildungsfernen“ Ruhrgebiet, die dann auch – wie gewünscht – große Bildungsreserven aktivierte. Ihr Entwurf wurde durch einen internationalen Wettbewerb mit Teilnehmern wie Alvar Aalto, Walter Gropius und Arne Jacobsen ermittelt. Der Auftrag für Architektur und Planung ging dann an das Büro Hentrich, Petschnigg und Partner in Abstimmung mit dem Staatshochbauamt NRW. Hinzu kamen für Sonderbauten die Architekten Fritz Eller, Erich Moser, Robert Walter, Bruno Lambert, Albin Hennig, Dieter Dietrich, Werner Lehmann sowie Georg und Rosemarie Penker.

Der bis dahin für Universitäten ungewöhnlich weite Fächerkanon der Bochumer Universität umfasste auch erst-



2 Bielefeld, Universität (gebaut 1971–1976). 2009.

mals die Ingenieurwissenschaften. Um die Seminarräume der frei wählbaren Fächerkombinationen schnell erreichen zu können, aber auch um die umgebende Natur möglichst wenig zu beanspruchen und nicht zuletzt aus Kostengründen wurde sehr kompakt gebaut. Es entstand eine einprägsame, anspruchsvolle Architektur, deren Qualität gerade erst wiederentdeckt wird. Seit 2015 ist die RUB ein Baudenkmal.

Universität Bielefeld

Fläche:	147.000 m ²
Studierende um 2014:	22.000
Gründungsbeschluss:	1965
Wettbewerb:	1969
Campus-Bau:	1971–1976
Sanierung 2012–2022:	1,2 Mrd. Euro

Bildungsreserven im eher ländlichen Umfeld erschloss die 1971 bis 1976 errichtete Universität Bielefeld. Planer der Universität war der Soziologe Helmut Schelsky zusammen mit den Architekten Klaus Köpke, Peter Kulka, Katte Töpfer, Wolf Siepmann, Helmut Herzog, Stephan Legge, Ursula Legge-Suwelak und Nolte-Hütker. Die Bielefelder Hochschule wurde von Schelsky noch kompakter angelegt als die Ruhr-Universität. Es entstand eine „Einhaus-Lösung“, die ein besonders intensives Zusammenwirken von Dozenten und Studierenden fördern sollte. Zentraler Ort der Universität ist eine lange Halle, die alle Kambauten erschließt und die von den Bibliotheksräumen umrahmt wird. Der Gebäudekomplex befindet sich zur Zeit in einer umfassenden Sanierung.

Gesamthochschule Siegen

Fläche:	23.000 m ²
Studierende um 2014:	20.000
Gründung:	1971 als Fachhochschule
Aufbauzentrum:	1972–1974
Campus-Bau:	1975–1979

Neu im Bildungskanon waren die Gesamthochschulen. Die erste entstand 1971 in Kassel, 1972 wurden zeitgleich die Gesamthochschulen Duisburg, Essen, Paderborn, Siegen, Wuppertal sowie die Fernuniversität-Gesamthochschule Hagen gegründet. Die Gesamthochschulen waren im Ausbildungssystem eine Stufe unterhalb der Universität angesiedelt. Für ihren Bau wurden die aufwendigen und teuren Wettbewerbsverfahren mit individuellen Entwürfen aufgegeben. Es entstand die Zentrale Planungsstelle des Landes NRW, die eine Systembauweise eigens für die Gesamthochschulen entwickelte. Dabei wurden die genormten Module eines einheitlichen Fertigteilsystems durch Architekten den jeweiligen Örtlichkeiten angepasst, was dann wieder zu individuellen Gebäuden führte.

So war das auch in dem bis dato mit höheren Bildungsanstalten unterversorgten Südwestfalen. Diese ebenso industriell wie ländlich geprägte Region bot reichlich Chancen, Bildungsreserven zu mobilisieren. In der Kreishauptstadt Siegen entstand 1972 bis 1979 in zwei Bauabschnitten eine Gesamthochschule. Ihr Hauptcampus ruht wie eine Burg auf dem Haardter Berg in Siegen-Weidenau. Die Modulierung der Baumassen und die Ergänzung durch Sonderbauten wie der Bibliothek unterlag dem Büro EMW (Fitz Eller, Erich Moser und Robert Walter) in Zusammenarbeit mit den Architekten Erich Schneider-Wessling, Peter



3 Siegen, Gesamthochschule (gebaut 1975–1979). 2015.

Busmann, Manfred Arlt, Philipp, Helmut Blöcher, Eckhard Gerber, Manfred Lange, Dierk Stelljes, Walter Henn und Claus Wiechmann.

Gesamtschule Kierspe

Fläche:	100.000 m ²
Planung, Gründung:	1967–1969
Wettbewerb:	1971
Aufbauphase:	1969–1975

Neu im Bildungskanon waren auch die Gesamtschulen, die das System der Hauptschulen, Realschulen und Gymnasien zusammenführen sollten. Besonders in NRW waren sie politisch hoch umstritten, sodass sie nie als alleinverbindliche Schulform durchgesetzt werden konnten. Als Kompromiss und Alternative zur Gesamtschule entwickelten sich die Schulzentren mit Grund-, Haupt-, Realschule und Gymnasium im gebauten Verbund. In beiden Systemen sollte der Übergang zwischen den Schulformen und Schulorten nicht mehr abrupt vorgenommen werden müssen. Sie waren als Ganztagschule vorgesehen. Von ihnen versprach man sich ein hohes Maß an Chancengleichheit und neue pädagogische Erfolgsmodelle.

Die Gesamtschulen sollten gemeinsam mit Stadtbüchereien und Volkshochschulen neue bürgerfreundliche Stadtteilzentren werden. Diese Idee und die Anforderungen an eine Ganztagschule mit Mensa, Freizeitbereichen, Kulturforum und spezialisierten Fachräumen erzeugte ein neues und ausgeweitetes Raumprogramm.

Die ersten Gesamtschulen entstanden ab 1967 in Kierspe, Fröndenberg, Dortmund, Kamen, Gelsenkirchen und

Münster. Darunter war die erste in Betrieb genommene Gesamtschule NRWs in Kierspe ein modellhaftes neues Zentrum zwischen zwei Ortsteilen, die von fortschrittlichen Pädagogen gezielt als Arbeitsplatz und Wohnort gewählt wurde. Kierspe gewann mit der Schule neue Wirtschaftskraft und regionale Attraktivität.

Grundschule Milse

Größe:	10–12 Klassen
Ausschreibung:	1962
Baujahr:	1964–1966

Das letzte Beispiel eines Bildungsgebäudes stammt aus der Eingangsstufe in das neue Bildungssystem. Es handelt sich um eine kleine, 1966 fertig gestellte Volksschule im ländlichen Ortsteil Milse der Stadt Bielefeld, entworfen von dem Architekten Günter Schmidt aus Bielefeld. Hier ist sichtbar, wie stark sich das Pavillon-System im Schulbau durchgesetzt hatte. Der Komplex bietet Mehrzweckräume, Freiluftklassen, eine Spielwiese, Lehrerwohnhäuser und einen Parkplatz. Von diesen Neuerungen haben sich die Freiraumklassen allerdings nicht durchsetzen können, zudem blieb das ursprünglich zum Abbruch vorgesehene alte Schulgebäude bis heute in Nutzung.

Denkmalwert

„Volksschulen“ vermittelten schon namentlich die Vorstellung, mehr als das dort vermittelte Basiswissen benötige das Volk nicht. Das änderte sich ab 1968, als die „Volksschulen“ zu „Grundschulen“ wurden. Die Umbenennung



4 Kierspe, Gesamtschule (gebaut 1969–1975). 2016.

symbolisiert den Erfolg der Bildungsreform: Es war im Großen und Ganzen gelungen, das Bildungssystem durchlässiger, gerechter und demokratischer zu gestalten. Auch technologisch, wissenschaftlich und wirtschaftlich stand Deutschland weltweit gut da. Und – wie unterschiedlich auch immer es empfunden wurde – auch das militärische Konzept war aufgegangen.

Die Bildungsbauten der 1960er- und 1970er-Jahre sind Bauten einer architektonisch wie gesellschaftlich-politisch prägenden Epoche. Mit hohem politischem und finanziel-

lem Aufwand hat die Bildungsreform versucht, das Leben in Westdeutschland gerechter und demokratischer zu gestalten. Viele der für dieses bedeutende Projekt „Bildungsreform“ errichteten Bauten sind heutzutage wegen baulicher Mängel einer grundlegenden Sanierung ausgesetzt oder gar vom Abriss bedroht. PCB, Asbest, Carbonatisierung des Betons, Brandschutz und Energiehaushalt sind in diesem Zusammenhang die entscheidenden Stichworte. Daher ist es dringend Zeit, zu untersuchen, was wert ist, für die Zukunft erhalten zu bleiben.



5 Bielefeld-Milse, Volksschule Milse (gebaut 1964 und 1966). 2016.

Literatur

Eugen Bauer u. a., Schulbau für morgen. Architekturwettbewerbe Heft 60. Stuttgart September 1969.

Eugen Bauer / Max Bacher, Die Hauptschule: Volksschulen, Schulzentrum. Architekturwettbewerbe Heft 45. Stuttgart September 1966.

Eugen Bauer / Paulgerd Jesberg, Schulen – gebaut nach Wettbewerben. Architekturwettbewerbe Heft 55. Stuttgart September 1968.

Ferdinand Budde / Hans Wolfram Theil, Schulen. Handbuch für die Planung und Durchführung von Schulbauten. München 1969.

Ralf Dahrendorf, Bildung ist Bürgerrecht, Plädoyer für eine aktive Bildungspolitik. Die Zeit Bücher. Bramsche 1965.

Ingeborg Flagge, Architektur des Staates. Eine kritische Bilanz staatlichen Bauens in Nordrhein-Westfalen von 1946 bis heute. Architektur in der Demokratie 1. Kleve 1986.

Hans H. Hanke, „... zu schützen, zu pflegen, sinnvoll zu nutzen“. Das Baudenkmal Ruhr-Universität, in: Richard Hoppe-Sailer / Cornelia Jöchner / Frank Schmitz, Ruhr-Universität Bochum. Architekturvision der Nachkriegsmoderne. Berlin 2015, S. 131–140.

Martin Kentner, Schulen – Primarstufe: Grundschulen, Vorschulen, Kindergärten. Architekturwettbewerbe Heft 70. Stuttgart September 1972.

Manfred Kiemle u. a., Gesamtschulen, Schulmodelle: Schulzentren, Sonderschulen. Architekturwettbewerbe Heft 63. Stuttgart September 1970.

Hermann Korte, Eine Gesellschaft im Aufbruch. Die Bundesrepublik Deutschland in den sechziger Jahren. Wiesbaden 2009.

Walter Kroner, Schule im Wandel, Wandel im Schulbau. Stuttgart 1975.

Wolfgang Lambrecht, Deutsch-deutsche Reformdebatten vor „Bologna“. Die „Bildungskatastrophe“ der 1960er-Jahre, in: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History 3, 2007, S. 472–477. <http://www.zeithistorische-forschungen.de/3-2007/id=4578> (abgerufen: 18.9.2016).

Gabriele Metzler, „Geborgenheit im gesicherten Fortschritt“. Das Jahrzehnt von Planbarkeit und Machbarkeit, in: Matthias Frese / Julia Paulus / Karl Teppe (Hg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik. Paderborn 2003, S. 777–797.

Olinde Meyer-Bohe / Walter Meyer-Bohe, Neue Schulen. Tübingen 1974.

Karl Otto, Schulbau, Beispiele und Entwicklungen. Stuttgart 1961.

Georg Picht, Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation. Olten 1964.

Igor J. Polianski / Matthias Schwartz (Hg.), Die Spur des Sputnik. Kulturhistorische Expeditionen ins kosmische Zeitalter. Frankfurt a. M., New York 2009.

Andreas Seiverth, Traumatisierung und Notstandssemantik. Bildungspolitische Kontinuitäten vom Sputnik- zum PISA-Schock, in: DIE Zeitschrift 14/4, 2007, S. 32–35.

Bernd Stöver, Der Kalte Krieg: München 2006 (2. unveränderte Auflage von 2003).

Wikipedia, Sputnikschock. <https://de.wikipedia.org/wiki/Sputnikschock> (abgerufen: 18.9.2016).

Bildnachweis

1, 3–5 LWL-DLBW/Hanke. — 2 LWL-DLBW/Nieland.

Sakralbau der 1960er- und 1970er-Jahre in Westfalen-Lippe

Knut Stegmann

Kriegszerstörungen, Bevölkerungswanderungen und -wachstum führten nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem regelrechten Boom im Sakralbau der Bundesrepublik Deutschland.¹ Die frühen katholischen und evangelischen Kirchenbauten dieser Zeit in Westfalen-Lippe lehnten sich – wie die bisherige Auswertung der Daten aus dem Projekt „Erkennen und Bewahren. Kirchenbau der Nachkriegszeit in Nordrhein-Westfalen“ zeigt² – an traditionelle Vorstellungen von Kirchenbaukunst an. Sie zitieren auf unterschiedliche Weise aus dem Repertoire mittelalterlicher Bauformen oder knüpfen an Bauformen der Zwischenkriegszeit an. Vorherrschende Materialien waren Putz, Backstein und Bruchstein. Die Innenräume, die in vielen Fällen flachgewölbte Holzdecken prägen, besitzen allerdings schon früh unterschiedliche Grundrisse (Längs- und Querräume, Kreuzform). Altarstandort war in der Regel ein separater Chorraum, im Schiff davor saßen die Gläubigen in aufgereihten Kirchenbänken.

Ab Mitte der 1950er-Jahre lassen sich erste Übernahmen neuer Formen beobachten, wobei sich an den großen Kubaturen der Bauten zum Teil wenig änderte. Als Beispiel hierfür sei die evangelisch-reformierte Kirche Schieder in Schieder-Schwalenberg vom Architekten Karl Schneider von 1953–1955 genannt. Während Schneider bei den großen Formen traditionellen Vorstellungen folgt, greift er etwa bei dem Vordach und der Gestaltung der Fensteröffnungen deutlich eine moderne Architektursprache auf.

Gleichzeitig entstanden in Westfalen-Lippe Kirchenbauten, die neue, zentralisierende Grundrisse und Baukörper realisieren. Beispiele für solche parabel- oder trapezförmigen Kirchen sind etwa die Kirche Heilig Kreuz in Bottrop von Rudolf Schwarz von 1955–1957, St. Martin in Beckum von Bernhard Kösters und Herbert Balke von 1957/58 oder St. Maria Heil der Kranken in Münster, die 1957/58 als Krankenhauskapelle des Universitätsklinikums nach einem Entwurf der Architekten Werner Heselhaus und H. Richter entstand.

Ab den 1960er-Jahren setzte ein grundlegender Wandel ein: Es entstanden vermehrt Kirchenbauten, die konsequent neue Ansätze in der Architektur umsetzten. Der Kirchenbau in Westfalen-Lippe wurde heterogener. Im Laufe der 1960er-Jahre entwickelte sich die Bauaufgabe dann zu einem der wichtigsten Experimentierfelder für neue Architektur. Ein Auslöser war sicher, dass zeitgenössische öffentlichen Bauten sowie Bauten der Unternehmen ebenfalls häufig modernste Architektur zur Repräsentation nutzten. Noch wichtiger aber war, dass in beiden großen Konfessionen eine Zeit des Aufbruchs einsetzte. Die neuen Vorstellungen, was Glauben sein sollte, bildeten sich in den zum Teil heterogenen Grundformen der Bauten ab.³

Beispielhaft sei die Umsetzung von erkennbaren Burg- oder Zeltmotiven und freien skulpturalen Formen genannt.⁴

Für die Innenräume ergaben sich neue Anforderungen, weil die Einbeziehung der Gläubigen in den Gottesdienst in beiden großen Konfessionen immer stärker in den Vordergrund trat. Baulichen Niederschlag fanden diese Vorstellungen häufig in Form von Einräumen, in denen das Gestühl an zwei oder mehr Seiten um den teilweise weit in den Raum gerückten Altarbereich gruppiert war. Am Ende der 1960er-Jahre und Anfang der 1970er-Jahre fanden dann auch Experimente mit multifunktionalen Räumen ohne feste Möblierung statt.

Von der Grundform her entwickelten sich die Innenräume häufig auf polygonalen Grundrissen in freien Formen. Als gestalterische Klammer diente in vielen Fällen das Konstruktionsmaterial, das die Architekten offen zeigten. Häufig machten die Entwürfe die Konstruktion selbst zum Hauptthema. Tragende Skelettkonstruktionen eröffneten neue Möglichkeiten im Bereich der Verglasungen: Dazu gehörte die großflächige, wandhohe Öffnung der Wand ebenso wie das horizontale Fensterband, das das Dach optisch von der Wand ablöst.⁵

Diese grob skizzierten Entwicklungen im evangelischen und katholischen Kirchenbau der Zeit 1960+ seien an einigen Bauten exemplarisch vorgestellt: Erstes Beispiel ist die evangelische Thomaskirche in Espelkamp, errichtet 1960–1963 nach Plänen des Architekten Gerhard Langmaack. Der Entwurf ist ein typisches Beispiel für einen expressiven Kirchenbau, der den Charakter einer Skulptur aufweist. Zentrales Element des Gebäudekörpers ist der Westbau, der als Endpunkt einer Sichtachse stark in den Stadtraum wirkt. Die weichen, runden Formen des Außenbaus prägen auch den Innenraum. Langmaack nutzte diese Formen, um trotz der vergleichsweise traditionellen Grundrisslösung mit dem im Chor angeordneten Altarbereich und den im Schiff sitzenden Gläubigen eine engere Verknüpfung beider Bereiche zu erreichen. Zeittypisch ist die dienende Ausstattung, die weniger auf eine eigene, unabhängige Kunstwirkung zielt, als sich vielmehr der Architektur unterordnet und mit ihr eine Einheit bildet.

Zweites Beispiel ist die katholische Klosterkirche der Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede nach Entwurf des Architekten Hans Schilling von 1961–1964. Der Kirchenbau stammt aus ähnlicher Zeit wie die Espelkamper Thomaskirche, setzt aber das Motiv der Kirchenburg um. Die introvertierte Gestaltung von Kirchenbauten ist typisch für den Architekten Schilling und an diesem Ort zusätzlich durch die Funktion als Klosterkirche begründet. Der Kirchenbau liegt auf einem Hügel und ist somit in seiner



1 Reken, St. Heinrich (katholisch), erbaut 1954/55. Architekten Heinrich Benteler und Albert Wörmann. 2016.



2 Reken, St. Heinrich, Innenraum. 2012.



3 Schieder-Schwalenberg, Kirche Schieder (evangelisch-reformiert), erbaut 1953–1955. Architekt Karl Schneider. 2009.

Wichtigkeit von weit her als Zentrum der Klosteranlage erkennbar. Wie bei der Espelkamper Thomaskirche weist der Innenraum eine längliche Form mit gerundeten Wänden und einer Art Chor auf. Seitenlicht, das durch eine großflächige Verglasung einfällt, hebt den Altarbereich gezielt hervor. Die Inszenierung wird dadurch verstärkt, dass der Innenraum insgesamt eine vergleichsweise dunkle Lichtstimmung aufweist.

Ein weiteres Beispiel für neue Gestaltungsansätze im Kirchenbau der frühen 1960er-Jahre ist die katholische Kirche St. Johannes Evangelist in Telgte von 1962–1964. Der Entwurf des Architekten Ludwig Tiepelmann entwickelt den Kirchenbau aus der Addition verschieden großer Einzelkörper, die als verbindendes Element Grundrisse in Kreisform aufweisen. Prägend ist ferner – wenn auch vielleicht nicht auf den ersten Blick von außen erkennbar – das tragende Stahlbetonskelett. Es ermöglicht großflächige Verglasungen der Fassade und schafft im Innenraum durch Auflösung von Wänden in Pfeiler vielfältige Blickbeziehungen. Im Vergleich etwa zur Klosterkirche in Meschede besitzt St. Johannes einen sehr hellen Innenraum, was sich unter anderem durch die Verwendung von klaren Glasbausteinen als Verglasung erklärt. Die Verwendung von Glasbausteinen betont zugleich die zeittypische Kargheit des Innenraums.

Neben reinen Kirchenneubauten entstanden in den Jahren 1960+ viele Erweiterungsbauten, insbesondere in Form von Anbauten an historische Kirchtürme, deren Kirchenschiffe wegen Kriegsschäden, Platzmangel oder aus



4 Lippstadt, Johanneskirche (evangelisch), erbaut 1962/63. Architekt Rainer Mumme. 2014.



5 Bünde, St. Josef (katholisch), erbaut 1966/67. Architekt Joachim Georg Hanke. 2004.



6 Bad Salzuflen, Christuskirche (evangelisch), Altarbereich, erbaut 1964/65. Architekt Günter Schmidt. 2009.

anderen Gründen ersetzt werden sollten. Exemplarisch sei an dieser Stelle der Anbau von 1965/66 an den historischen Kirchturm der katholischen Kirche St. Mariä Himmelfahrt in Ahaus erwähnt. Wie bei vielen vergleichbaren Projekten zeigt der Ahauser Erweiterungsbau nach Plänen des Architekten Erwin Schiffer eine sehr eigene, vom historischen Bestand und dem umgebenden Stadtraum abweichende Formensprache und Materialität. In diesem Fall machte der Architekt die Konstruktion zum alles beherrschenden Thema seines Entwurfs: Prägend sind im Außen- und Innenraum das Raster und die Farbigkeit der sichtbaren Betonelemente.

Ähnlich prägend war die Konstruktion bei der katholischen Kirche St. Arnold in Neuenkirchen von 1963/64, die im Jahr 2015 abgerissen wurde. Bei diesem Kirchenbau nutzten die Architekten Max von Hausen und Ortwin Rave die Möglichkeiten der Skelettkonstruktion zur Trennung von Tragstruktur und raumabschließenden Flächen, die in mehreren Ebenen hintereinander lagen. Diese Gestaltung führte zu einer ungewöhnlichen, fast transzendenten Belichtung des Innenraums, der wie die Fassaden durch eine karge, überwiegend in Schwarz- und Weißtönen gehaltene Gestaltung geprägt war.

Ebenfalls stark aus der Konstruktion heraus entwickelt ist der Entwurf der katholischen Kirche St. Christophorus in Telgte von 1964. In diesem Fall setzte der Architekt Eberhard M. Kleffner das Motiv des Zelts mit einer prägenden Skelettkonstruktion um. Die raumabschließenden Flächen sind von dieser Tragstruktur getrennt und zum Teil in großflächige Verglasungen beziehungsweise Fensterbänder aufgelöst. Die Verwendung von Klarglas schafft Verknüpfungen von Innenraum und Landschaft bei dem als Kraftfahrerkapelle an einer Bundesstraße errichteten Kirchenbau. Dem Motiv des Zelts entsprechend handelt es sich um einen Zentralbau, in dem der Altarbereich an drei Seiten vom Gestühl umgeben wird.

Die bisher vorgestellten Beispiele sind überwiegend bauliche Großformen. Insbesondere ab dem Ende der 1960er-Jahre wuchs auch die Zahl der Entwürfe für Kirchenbauten, die sich aus einer Addition verschiedenartiger Einzelkörper oder -formen entwickelten. Ein anschauliches Beispiel ist die katholische Kirche St. Georg in Heiden vom Architekten Manfred Ludes von 1970/71. Der Kirchenbau präsentiert sich als Ansammlung durch Glasflächen verknüpfter Wandscheiben, die sich auf verschiedenen Ebenen skulptural zu vom Sechseck abgeleiteten Grundflächen fügen. Statt durchlaufender Wände plante der Architekt eine Tragkonstruktion aus Stahlbeton, die in der Decke wiederum das Thema des Sechsecks aufgreift. Das Tragskelett ermöglicht außerdem die großflächige Verglasung, deren Muster in abstrakter Form dreidimensionale Körper zeigt und damit an die zeitgenössische Op-Art anknüpft.

In vielen der dargestellten Beispiele bildeten die Kirchen städtebauliche Dominanten. Ab dem Ende der 1960er-Jahre entstanden vermehrt Entwürfe für Kirchenbauten, die sich städtebaulich zurücknahmen und so eine neue Bescheidenheit signalisierten. Ein Vertreter hiervon ist die

1967/68 nach Plänen von Rainer Mumme errichtete evangelisch-reformierte Friedenskirche in Detmold. Der Bau ist eine Komposition flacher Sichtbetonkuben, die in eine Hügellandschaft eingebettet sind. Diese Einbettung geht so weit, dass sich der Sichtbeton als Baustoff des Gebäudes in der Gestaltung der Außenanlagen fortsetzt, etwa in den Treppenanlagen und Stützmauern. Die Waschbetonplatten des Außenraums wiederum setzen sich in der Kirche als Bodenbelag fort. Die bewusste Zurückhaltung ist ebenfalls am Verzicht auf traditionelle Elemente des Kirchenbaus wie einen repräsentativen Glockenturm oder ein Kreuz im Außenraum erkennbar (das heutige Kreuz an der Fassade ist eine spätere Ergänzung). Mit der Friedenskirche wollte Mumme eine neue Vorstellung von Kirche als multifunktionaler Treffpunkt von Gläubigen umsetzen, der mehr ist als nur ein Raum für Gottesdienste. Dies verdeutlicht die größtenteils bewegliche Ausstattung, die andere Nutzungen des Raumes ermöglicht, oder die Sitzcke mit



7 Espelkamp, Thomaskirche (evangelisch), erbaut 1960–1963. Architekt Gerhard Langmaack. 2010.



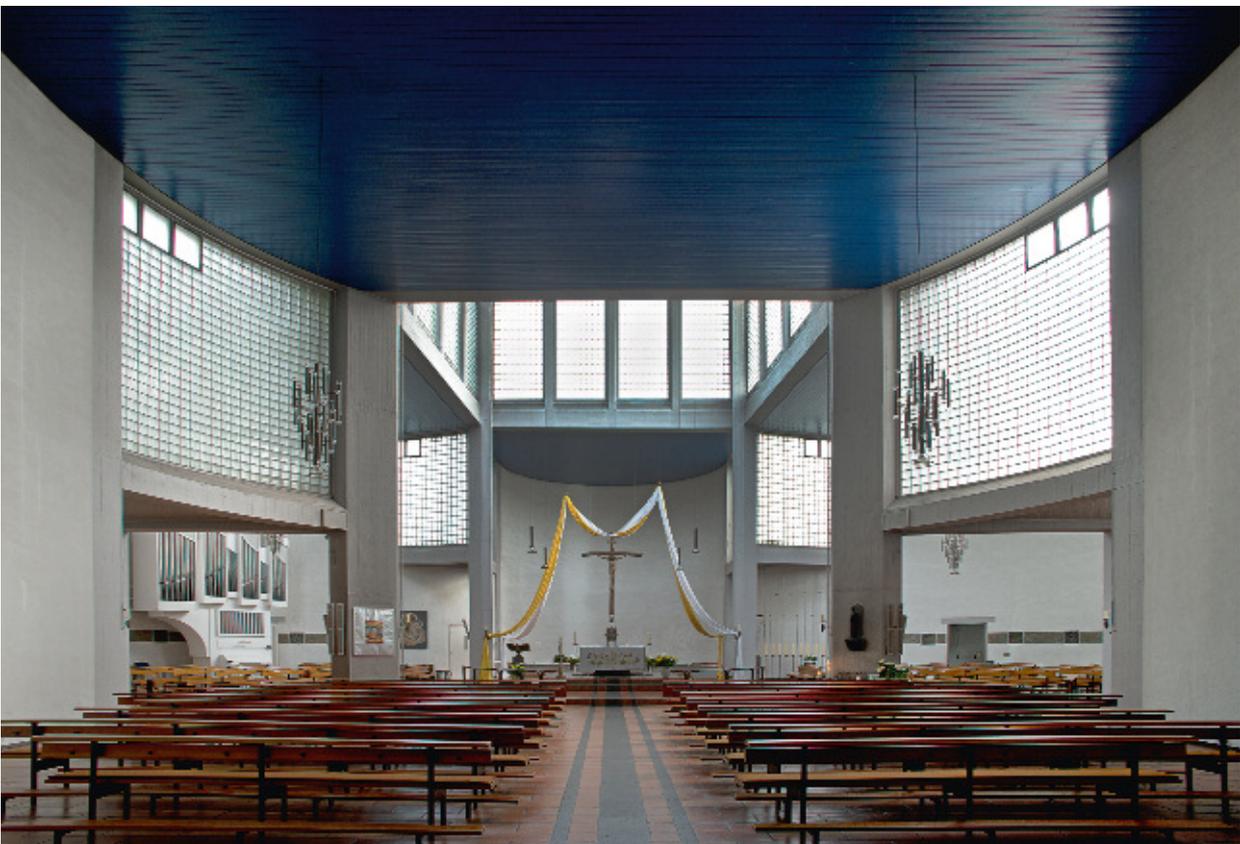
8 Meschede, Friedenskirche der Benediktinerabtei Königsmünster (katholisch), erbaut 1961–1964. Architekt Hans Schilling. 2008.



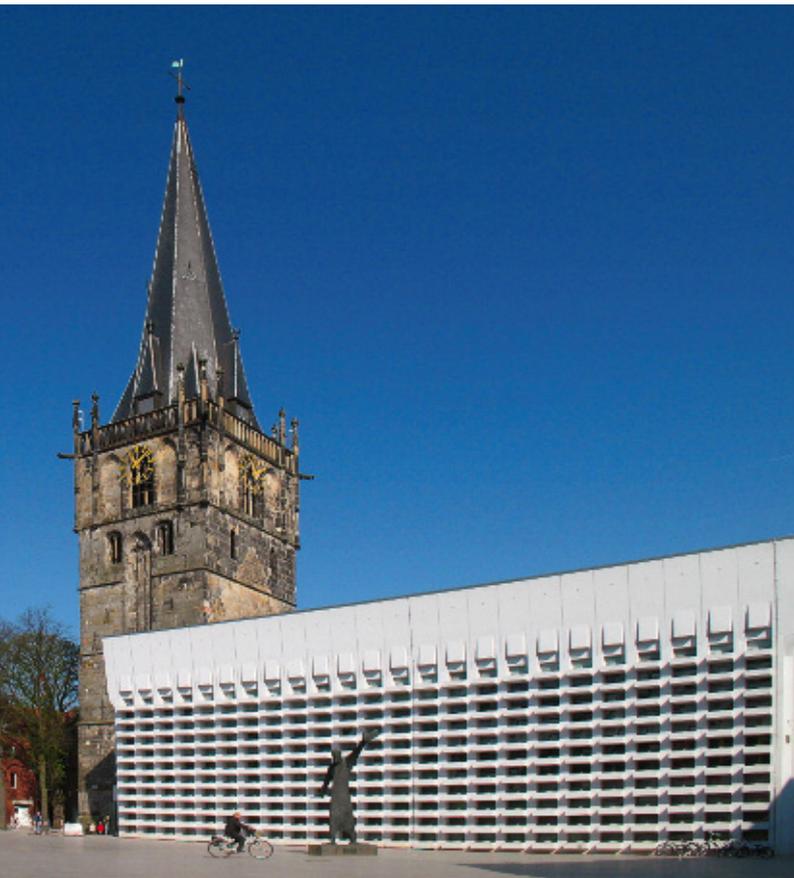
9 Meschede, Friedenskirche, Innenraum. 2011.



10 Telgte, St. Johannes Evangelist (katholisch), erbaut 1962–1964. Architekt Ludwig Tiepelmann. 2012.



11 Telgte, St. Johannes Evangelist, Innenraum. 2012.



12 Ahaus, St. Mariä Himmelfahrt (katholisch). Architekt des Erweiterungsbaus (1965/66) Erwin Schiffer. 2007.

Kamin, die an den Kirchenraum grenzt und fast wie ein Teil eines privaten Wohnraums wirkt.

Formale Bescheidenheit und Zurückhaltung demonstrieren Architekten nicht nur mit bewusster städtebaulicher Unterordnung. Die Übernahme von Formen aus dem Bereich der Profanarchitektur, insbesondere aus dem Industriebau können ähnlich verstanden werden. Ein Beispiel ist das katholische Gemeindezentrum St. Josef in Oer-Erkenschwick, 1970–1972 nach Plänen der Architekten Joachim und Margot Schürmann errichtet. Am Baukörper ist nicht mehr ablesbar, dass es sich um einen Sakralbau handelt. Selbst der Innenraum, den ein stählernes Raumtragwerk prägt, erinnert trotz sakraler Ausstattung an Hallenbauten aus dem Profanbau. Die zurückhaltende Gestaltung des Innenraums lässt erkennen, dass die Architekten bewusst die Einfachheit in den Vordergrund stellen wollten. Für die Gemeinde sind statt Kirchenbänken auf drei Seiten um den Altarbereich Stühle aufgestellt, die als bewegliche Elemente andere Nutzungen des Raums ermöglichen.

Mitte der 1970er-Jahre nahm die Zahl der Gläubigen ab, die regelmäßig Gottesdienste besuchten, und damit endete der Boom im Kirchenbau. Bald gab es Überkapazitäten an Kirchenraum, die besonders in jüngerer Vergangenheit zur Suche nach neuen Nutzungen und im schlimmsten Fall sogar zu Abrissen von Kirchen geführt haben.⁶ Vor diesem Hintergrund muss zeitnah geklärt werden, welche Kirchenbauten der Zeit 1960+ aufgrund ihres besonderen Zeugniswerts unbedingt erhalten werden sollten.



13 Ahaus, St. Mariä Himmelfahrt, Innenraum. 2012.



14 Neuenkirchen, St. Arnold (katholisch), erbaut 1963/64, in jüngster Vergangenheit abgerissen. Architekten Max von Hausen und Ortwin Rave. 2010.



15 Telgte, St. Christophorus (katholische Kraftfahrerkapelle), erbaut 1964. Architekt Eberhard M. Kleffner. 2012.



16 Heiden, St. Georg (katholisch), erbaut 1970/71. Architekt Manfred Ludes. 2012.



17 Heiden, St. Georg, Innenraum. 2012.



18 Oer-Erkenschwick, Gemeindezentrum St. Josef (katholisch), erbaut 1970–1972. Architekten Joachim und Margot Schürmann. 2011.



19 Oer-Erkenschwick, Gemeindezentrum St. Josef, Innenraum. 2011.

Anmerkungen

1 Einen guten Überblick zur Entwicklung des Kirchenbaus nach 1945 mit einer deutschlandweiten Perspektive bietet immer noch: Barbara Kahle, *Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts*. Darmstadt 1990. Der Kirchenbau dieser Zeit in Westfalen-Lippe ist bislang nur in regional beziehungsweise lokal ausgerichteten Studien umfassender behandelt worden. Zu nennen sind etwa: Manfred Bourrée / Manfred Keller, *Moderne Kirchen im Ruhrgebiet*. Essen 1999; Burkhard Meier, *Lippische Kirchen*. Detmold 2004; Ingo Grabowsky (Hg.), *Kirchen der Nachkriegszeit. Boomjahre sakraler Baukunst in Dortmund*. Münster 2010; Rüdiger Jordan, *Sakrale Baukunst in Bochum*. Bochum 2003; Heinrich Otten, *Der Kirchenbau im Erzbistum Paderborn 1930–1975. Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte Bd. 60*. Paderborn 2009. Als katalogartige Darstellung sei zusätzlich erwähnt: Natalie Schilk, *Kirchenbau in Lippe 1945–2001*. Unpubl. Diplomarbeit Fachhochschule Detmold 2001.

2 Die folgende – aus Platzgründen stark verkürzte – Darstellung basiert auf den Auswertungen des Projekts der LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur (DLBW) durch Marion Niemeyer und den Verfasser. Die zugrunde liegenden Daten zu den weit über 1000 evangelischen und katholischen Kirchenbauten (andere Konfessionen wurden nicht erfasst und sind daher auch nicht Thema dieses Artikels) wurden ab dem Jahr 2009 in mehreren, durch das Ministerium für Bauen und Verkehr Nordrhein-Westfalen geförderten Kampagnen erhoben. Als weitere Quelle wurden bei der Auswer-

tung die bereits vorliegenden Gutachten der LWL-DLBW zu Einzelbauten herangezogen.

3 Ralf van Büren, *Kunst und Kirche im 20. Jahrhundert. Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils. Konziliengeschichte, Reihe B: Untersuchungen*. Paderborn u. a. 2008; Walther Heyer, *Evangelische Kirchenbautagung Rummelsberg 1951. Fünfte Tagung für evangelischen Kirchenbau vom 24. bis 28. Mai 1951*. Evangelische Kirchenbautagung Bd. 5. Berlin 1952.

4 Grundlegend dazu: Kerstin Wittmann-Englert, *Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne*. Lindenberg i. Allgäu 2006.

5 Die Verglasungen können im Rahmen dieses Artikels nicht detaillierter dargestellt werden. Einen guten (bebilderten) Überblick liefert die Internetseite der „Forschungsstelle Glasmalerei des 20. Jahrhunderts“: <http://www.glasmalerei-ev.net/> (abgerufen am 2.10.2016).

6 Umfassend zu Fragen der Weiternutzung: Martin Bredenbeck, *Die Zukunft von Sakralbauten im Rheinland. Bild – Raum – Feier / Studien zu Kirche und Kunst Bd. 10*. Regensburg 2015.

Bildnachweis

1 LWL-DLBW/Kuhrmann. — 2, 4, 16, 17, 19, 20 LWL-DLBW/Turck. — 3, 6, 7, 9, 15, 18 LWL-DLBW/Müller. — 5 LWL-DLBW/Otten. — 8, 10, 11, 14 LWL-DLBW/Brockmann-Peschel. — 12 Wikimedia Commons (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ahaus_Marienkirche.jpg), Urheber: Redaktor, Lizenz: gemeinfrei). — 13 © Architektur-Bildarchiv/Thomas Robbin.



20 Detmold, Friedenskirche (evangelisch-reformiert), erbaut 1967/68. Architekt Rainer Mumme. 2009.

Industrie und Technik

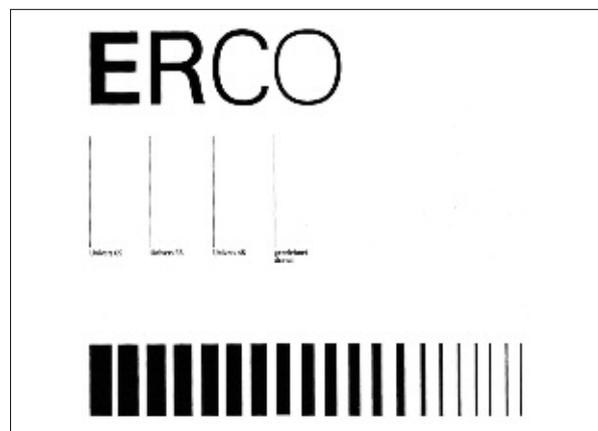
Claudia Reck

Objekte der Industrie und Technik der 1960er- und 1970er-Jahre können eine denkmalpflegerische Bedeutung haben, wenn sie von hoher architektonischer Qualität sind und zeittypische Bauformen oder -konstruktionen für den Industriebau übernehmen. Ein Beispiel hierfür ist die Produktionshalle P2 des Leuchtenherstellers Erco in Lüdenscheid.

Produktionshalle von Erco in Lüdenscheid

Die Firma Erco errichtete 1967–1969 ein neues Firmengelände am Stadtrand von Lüdenscheid. Die Produktionshalle P2 vom Düsseldorfer Architekturbüro HPP (Hentrich, Petschnigg und Partner) stellte 1972–1974 einen Erweiterungsbau für eine bereits vorhandene Shedhalle dar. Die quadratische, dreigeschossige Halle besteht aus vorgehängten Betonfertigteilen in Sichtbeton, die Treppenhäuser sind als eigenständige Baukörper davor gestellt. Ursprünglich waren die Treppenhäuser wohl mit farbigen Metallprofilen verkleidet, heute sind sie weiß. Das Gebäude ist fast vollständig geschlossen und im Inneren durch ein Lichtsystem künstlich belichtet, das die Firma Erco selbst entwickelte. Ein Blickkontakt in die umgebende Landschaft besteht nur über schmale Lichtschlitze zwischen den einzelnen Betonelementen der Fassade.

Bis in die heutige Zeit wurden auf dem Unternehmensgelände weitere Gebäude ergänzt, die immer von namhaften Architekten und in hoher Qualität konzipiert wurden. Dies gehört zum Konzept der Firma Erco, die sich als Entwickler von Lichtkonzepten für hohe architektonische Ansprüche einen Namen gemacht hat und ihre Firmengebäude als gebaute Visitenkarte versteht. Eine Besonderheit stellt die stringente Konzeption des Corporate Design dieser Firma dar, die ab 1974 hierfür den bekannten Gestalter Otl



2 Erco Logo von Otl Aicher.



1 Erco Produktionshalle P2 in Lüdenscheid. Foto aus der Bauzeit 1973.

Aicher betraute. Er entwickelte nicht nur das Erco-Logo, sondern gestaltete auch Druckerzeugnisse wie Kataloge und Briefpapier sowie die Beschilderungen und Beschriftungen an und in den Firmengebäuden. Seine Hinweisschilder für Erco stellen eine Weiterentwicklung jener Piktogramme dar, die er für die Olympiade in München 1972 entwarf.



3 Erco Produktionshalle P2 in Lüdenscheid. 2006.

Das Zeiss-Planetarium in Bochum

Auch das 1962–1964 erbaute Zeiss-Planetarium in Bochum ist ein innovativer Baukörper mit hoher architektonischer Qualität. Das Gebäude war das erste Großplanetarium in Nordrhein-Westfalen und gehörte zu den modernsten Planetarien weltweit. Die Kuppel des 15 m hohen Zentralbaus besteht aus einer auf drei Punkten aufgelagerten, freitragenden Betonschale, die mit Edelstahl verkleidet ist. Der Bau des Planetariums geht maßgeblich auf den Weltraumforscher Heinz Kaminski zurück, der bereits in den 1950er-Jahren als einer der ersten in der Lage war, mittels selbstentwickelter Antennen Signale des sowjetischen Sputniks 1 zu empfangen.

Das Planetarium besitzt nicht nur eine architektonische Bedeutung, sondern ist auch aus technischer Sicht äußerst interessant, denn die Projektionsausstattung aus verschiedenen Zeiten ist noch vollständig erhalten. Das 1957 von der Firma Zeiss entwickelte Modell IV befindet sich heute als Anschauungsobjekt im Umgang des Kuppelbaus. Es wurde ersetzt durch den Sternenprojektor Universarium IX von Zeiss und seit 2010 durch das Velvet-Fulldome-System, eines der modernsten Ganzkuppelprojektionssysteme der Welt.

Das neue Schiffshebewerk in Waltrop

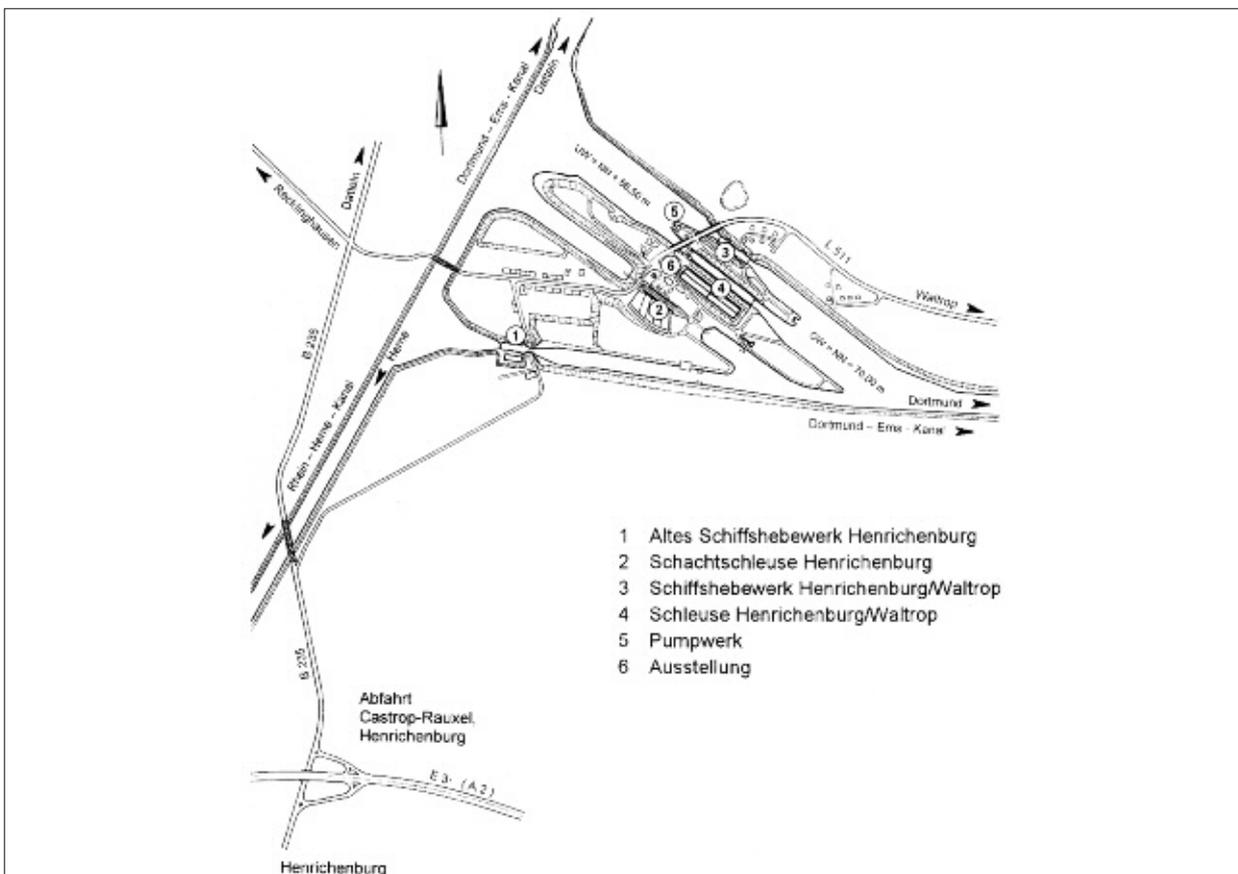
Das neue Schiffshebewerk aus dem Jahre 1958–1962 in Waltrop setzt die Bauaufgabe eines Schiffshebewerkes in eine zeittypisch sachlich funktionale Architektur um. Seine besondere Bedeutung liegt vor allem in seiner Technik als Schwimmer-Hebewerk begründet. Das neue Schiffshebewerk ist Teil des Schleusenparks in Waltrop, zu dem neben dem bekannten alten Schiffshebewerk von 1899 auch



4 Zeiss Planetarium Bochum. 2014.



5 Neues Schiffshebewerk Waltrop. 2016.



6 Schleusenpark Waltrop, Lageplan.



7 Altes Schiffshebewerk Waltrop. 2007.



8 Schachtschleuse Waltrop. 2016.

noch zwei Schleusen aus den 1910er- und den 1980er-Jahren gehören.

Die Schleusen und Hebewerke des Schleusenparks dienen der Überwindung eines Höhenunterschiedes von 13,50 m für die Schiffe des Dortmund-Ems-Kanals zwischen dem Dortmunder Stadthafen und dem Abzweig des Rhein-Herne-Kanals. Sie sind Ausdruck sowohl der funktionalen Anforderungen als auch der technischen Entwicklungen ihrer jeweiligen Zeit. Der Bau des neuen Schiffshebwerks wurde durch den Ausbau des Dortmund-Ems-Kanals für 1000-Tonnen-Schiffe erforderlich. Im Vergleich mit dem alten Schiffshebwerk wurden Größe und Hebekraft des Hebewerkstrags erhöht, jedoch wurde die Technik als Schwimmer-Hebewerk beibehalten.

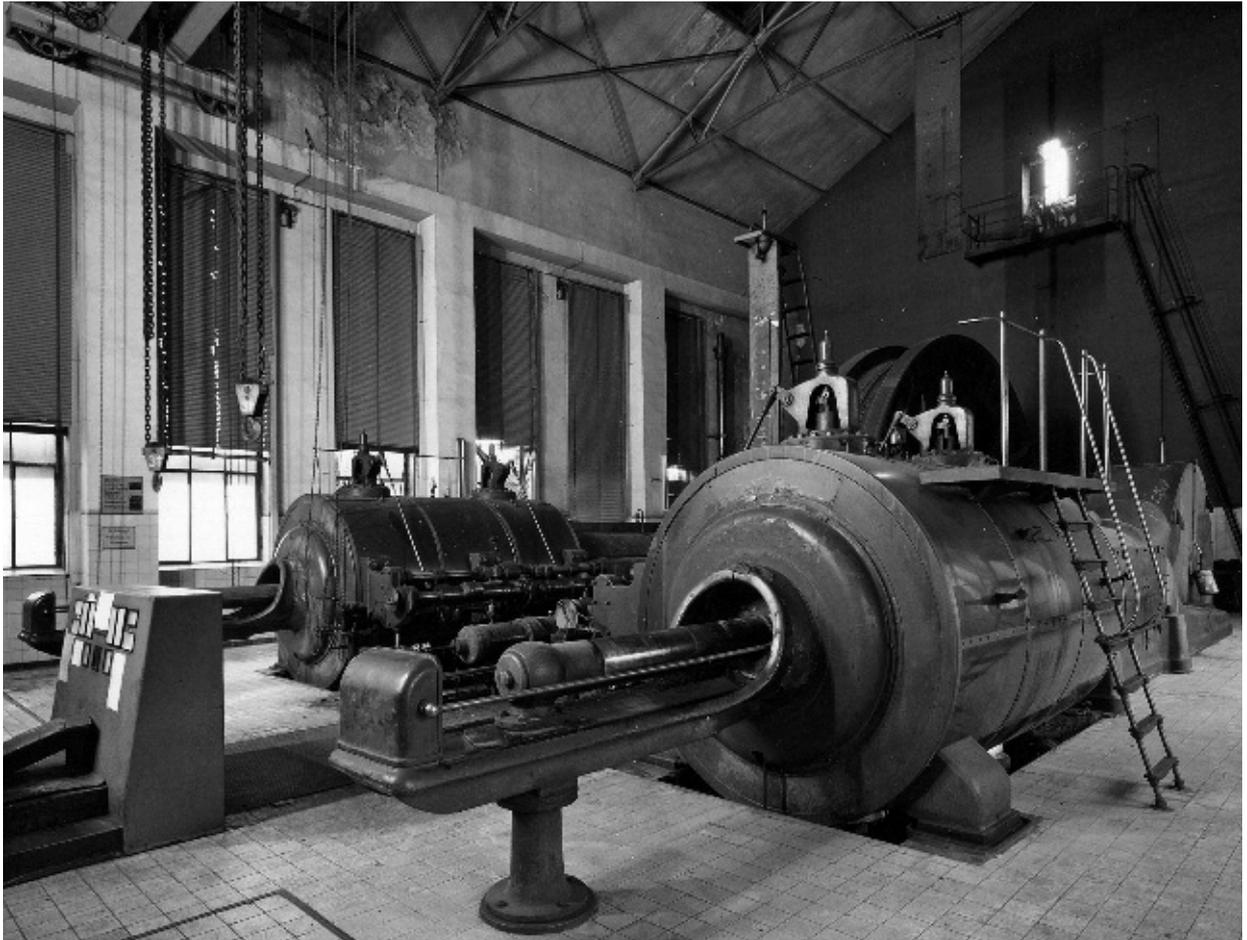
Neben den beiden Schwimmer-Hebewerken in Waltrop ist noch eine weitere Anlage bei Magdeburg aus den 1930er-Jahren vorhanden. Es handelt sich um die letzten drei erhaltenen Schwimmer-Hebewerken weltweit, die im Vergleich mit den zahlreichen Gegengewichts-Hebewerken nur sehr selten gebaut wurden.

Das Fördergerüst von Schacht „Konrad Ende“

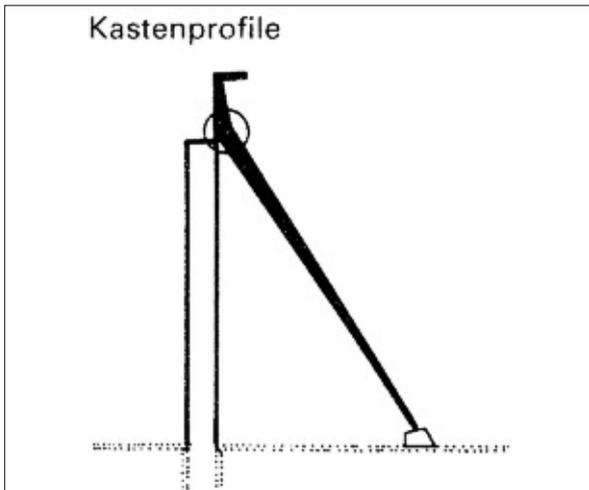
Eine besondere technikgeschichtliche Bedeutung besitzt das Fördergerüst von Schacht IV „Konrad Ende“ der Zeche Recklinghausen II. Die Schachtanlage stammt aus den Jahren 1963–1964 und weist mehrere Besonderheiten auf. Das Fördergerüst ist in Vollwandweise konstruiert, eine Bauweise, die die früheren Fachwerkkonstruktionen ablöste. Die beiden Streben bestehen aus geschlossenen, geschweißten Kastenprofilen. Mit Umstellung auf die Kastenbauweise änderte sich gleichzeitig auch das statische System des Fördergerüsts, denn die horizontalen Seilscheibenträger wurden weggelassen, sodass die Seilscheiben nun direkt zwischen den Streben lagern, die über das Führungsgerüst hinausragen. Das Fördergerüst des Konrad-Ende-Schachtes ist das älteste erhaltene dieser Bauart und gleichzeitig ein Einzelstück, denn die Seilscheiben sind hier nebeneinander angeordnet und nicht wie üblich übereinander.



9 Fördergerüst von Schacht „Konrad Ende“, Zeche Recklinghausen II in Recklinghausen-Hochlarmark. 2016.



10 Dampfmachine des „Konrad Ende“-Schachtes, Zeche Recklinghausen II in Recklinghausen-Hochlarmark. 1989.



11 Statisches System des Fördergerüsts des Konrad-Ende-Schachtes.

Im Maschinenhaus des Schachtes befindet sich eine dampfbetriebene Fördermaschine, die in den 1960er-Jahren als wohl letzte Dampffördermaschine in Deutschland gebaut wurde, als sich längst elektrische Fördermaschinen durchgesetzt hatten. Das Fördergerüst und das Maschinenhaus samt Ausstattung wurden bereits 1989 als Bau- und Denkmäler eingetragene.



12 Siegtalbrücke Siegen-Eiserfeld, Gesamtansicht.

Die Siegtalbrücke

Die Siegtalbrücke aus dem Jahre 1964–1969, die als Autobahnbrücke bei Eiserfeld, Stadt Siegen, das Siegtal überquert, ist ein bedeutendes Ingenieurbauwerk des Brückenbaus, dem auch eine hohe landschaftsprägende Wirkung zukommt. Mit ihrer Länge von über 1000 m ist sie eine der längsten Autobahnbrücken Deutschlands und mit über 100 m Höhe zugleich die höchste Brücke in Nordrhein-Westfalen. Verantwortlich für den Brücken-



13 Siegtalbrücke Siegen-Eiserfeld, freier Vorbau.

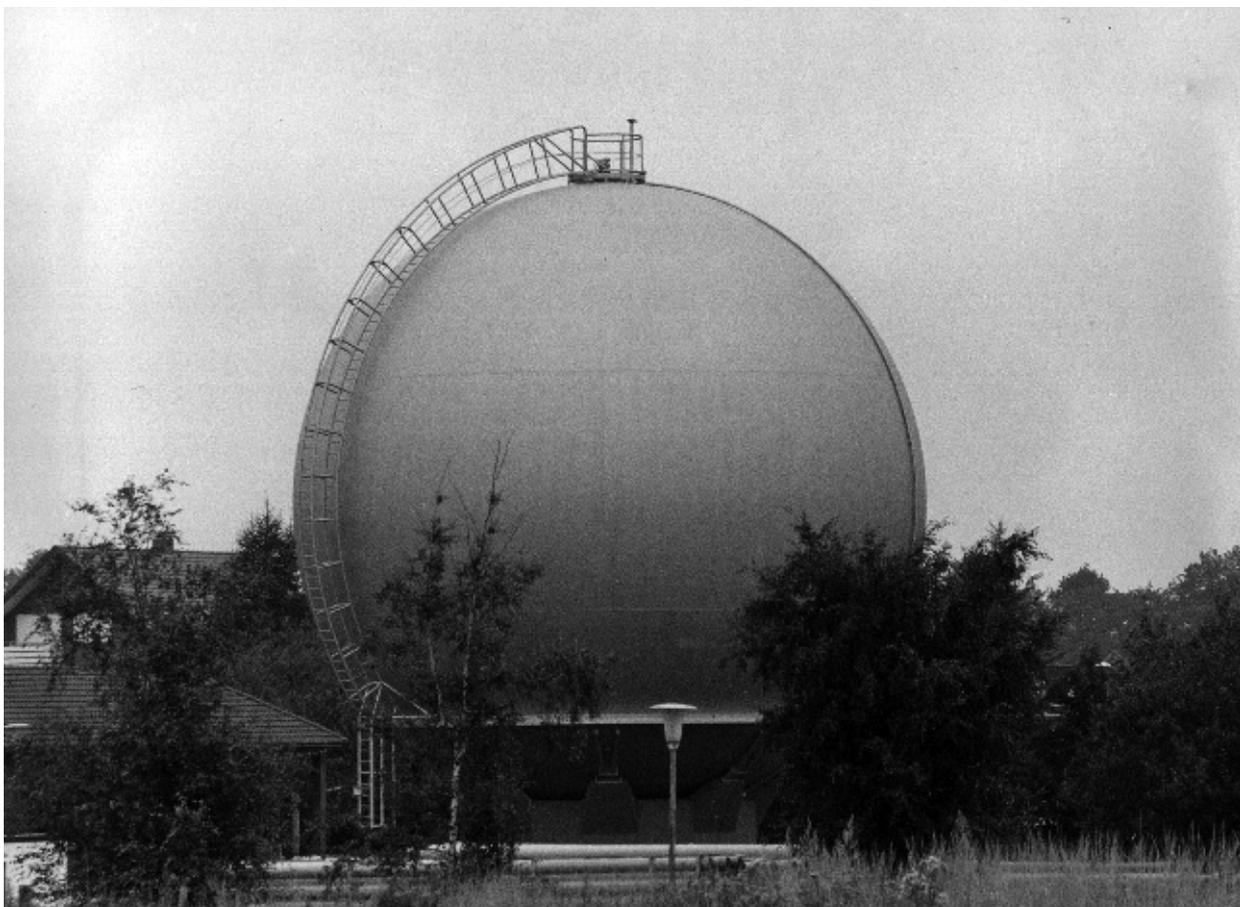
entwurf war der Bauingenieur und Brückenbauer Hans Wittfoht.

Technisch hervorzuheben ist die Tatsache, dass es sich um die erste große Autobahnbrücke handelt, die im freien Vorbau errichtet wurde. Dieses Verfahren, das ohne Leererüst auskommt, wird besonders bei Brücken mit großen Spannweiten angewandt. Hierbei wird am frei auskragenden Ende der jeweils folgende Bauabschnitt angefügt.

Der Kugelgasbehälter in Gütersloh

Auch Objekte, die auf den ersten Blick gewöhnlich wirken, können denkmalwert sein, wie der Kugelgasbehälter, der 1965 mit der Umstellung von Stadt- auf Erdgas in Gütersloh errichtet.

Die Kugelgasbehälter lösten die älteren Teleskop- und Scheibengasometer ab. Sie sind als Druckbehälter konzipiert, wobei der Gasdruck in der Kugelform optimal verteilt werden kann. Genietete Ausführungen entstanden ab den 1930er-Jahren, die geschweißten Ausführungen setzten sich dann nach dem Zweiten Weltkrieg durch. Als eines der frühesten Beispiele aus Westfalen hat der Kugelgasbehälter von Gütersloh eine technikgeschichtliche Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Hochdruckbehälter.



14 Kugelgasbehälter Gütersloh. 1981.



15 Segelflugzeug Ka 6E („Rhönsegler“) aus Oerlinghausen. 2004.

Das Segelflugzeug Ka 6E

Auch dies ist ein Denkmal aus den 1960er-Jahren: das Segelflugzeug Ka 6E, genannt „Rhönsegler“. Es handelt sich um ein einsitziges Hochleistungssegelflugzeug in reiner Holzbauweise. Nach Freigabe des Segelflugs 1951 entwickelte der Konstrukteur Rudolf Kaiser ein material- und kostensparendes Segelflugzeug, die Ka 1, genannt „Rhönlaus“, die den Grundstein für eine ganze Familie von Segelflugzeugen in Holzbauweise bildete (die Ka 2 „Rhönschwalbe“, Ka 3 „Rhönlerche“ usw.). Eine Weiterentwicklung stellt die Ka 6E dar, die von 1965 bis 1972 gebaut wurde, in einer Zeit, in der Segelflugzeuge bereits vielfach in Kunststoff gebaut wurden. Das Segelflugzeug ist bedeutend für die Entwicklungsgeschichte der Konstruktion von Hochleistungssegelflugzeugen und stellt den Endpunkt der traditionellen Bauweise mit Sperrholz dar. Unter den sieben denkmalgeschützten Segelflugzeugen in Westfalen ist das Exemplar aus Oerlinghausen das Jüngste.

Bildnachweis

1 Henry-Russell Hitchcock, Bauten und Entwürfe. Hentrich-Petschnigg & Partner. Düsseldorf, Wien 1973, S. 226. — 2 Markus Rathgeb, Otl Aicher. London 2015. — 3 LWL-DLBW/Heuter. — 4, 5, 8, 9 LWL-DLBW/Wittkamp. — 6 Die Kanalstufe Henrichenburg/Waltrop. Information der Wasser- und Schifffahrtsdirektion West in Münster. Münster 2002. — 7 LWL-Industriemuseum/Hudemann. — 10 Walter Buschmann, Zechen und Kokereien im rheinischen Steinkohlenbergbau. Aachener Revier und westliches Ruhrgebiet. Bau- und Kunstdenkmäler von Nordrhein-Westfalen Bd. 1. Berlin 1989. — 11 LWL-DLBW/Nieland. — 12 Hans Wittfoht, Triumph der Spannweiten. Vom Holzsteg zur Spannbetonbrücke. Düsseldorf 1972, S. 262. — 13 Hans Wittfoht, Brückenbauer aus Leidenschaft. Mosaiksteine aus dem Leben eines Unternehmers. Düsseldorf 2005, S. 69. — 14, 15 LWL/ Hoebel.

Die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre:
Erhalten, Pflegen und Nutzen

Aufgaben und Fragen der Praktischen Denkmalpflege im Umgang mit dem Baubestand der 1960+ Generation

Barbara Seifen

Die Vermittlung der Wertigkeit und der Bedeutung eines Bauwerkes, einer technischen Anlage ebenso wie einer Platz- oder Gartengestaltung aus der Zeit 1960+ ist eine wichtige Aufgabe für die Denkmalpflege, nicht nur für die Inventarisierung im Verlauf des Eintragungsverfahrens sondern ebenso für die Praktische Denkmalpflege bei dem weiteren Umgang mit diesem Baubestand. Von Beginn an sollten bei Erhaltungs- und Sanierungsmaßnahmen und ebenso bei den Diskussionen um die weitere Nutzung und gegebenenfalls Umnutzung dieser Bauten möglichst alle Beteiligten zusammen kommen. Denn die umfassende Partizipation aller ist notwendig, um die Akzeptanz für den weiteren Umgang mit diesem Denkmal und ebenso die Akzeptanz für den denkmalgerechten Planungs- und Bauprozess zu erreichen.

Auch die Denkmalpflegerin und der Denkmalpfleger durchlaufen bisweilen zwiespältige Prozesse des Neuenenlernens und Wieder-Entdeckens der Bauten dieser Zeitschicht. Sie müssen sich möglicherweise selbst aus einer

persönlichen Befangenheit lösen, zumindest wenn sie in der Zeit der kritischen Auseinandersetzung mit der Flächenanierung der 1960/1970er-Jahre engagiert Architektur studiert haben, sich intensiv mit den Fragen nach der Sozialverträglichkeit von Großwohnsiedlungen und dem modernem Städtebau in Studienarbeiten beschäftigten und sich, wie ich selbst vor über 20 Jahren im Rahmen des Jubiläums „100 Jahre Denkmalpflege in Westfalen“, rückblickend analysierend mit denkmalpflegerischen Abstimmungsprozessen in den 1970er-Jahren beispielsweise zum Neubau des Rathauses in Rheda befassten.

Dieser Rathausneubau, von 1972–1974 im alten Stadtkern Rheda bewusst als Kontrast zu dem kleinteiligen Stadtgrundriss und seiner noch sehr geschlossen überlieferten Baustruktur aus ein- und zweigeschossigen Fachwerkhäusern errichtet, erfolgte nach langen, kontrovers geführten Diskussionen mit der Denkmalpflege. Der Landeskonservator von Westfalen, das damalige Denkmalfachamt, nahm schließlich zum Baubeginn seine schon



1 Hannover, Ihme-Zentrum, errichtet 1971–1975. 2016.

Mitte der 1960er-Jahre geäußerten Bedenken bezüglich einer dreigeschossigen Neubebauung für den ersten Bauabschnitt des Rathauses zurück. Bei den dann doch gleichzeitig errichteten weiteren Bauabschnitten des Rathauses mit bis zu neun Geschossen wurde der Landeskonservator im Planungsprozess nicht mehr beteiligt. So wurde letztendlich für die Realisierung des neuen Rathauses in Rheda eine ausreichende Abwägung der öffentlichen Belange gegeneinander nicht mehr vorgenommen. In Folge der kommunalen Neuordnung in Nordrhein-Westfalen zwischen 1966 und 1974 überlagerten Anfang der 1970er-Jahre letztlich die hohen Fördermöglichkeiten für Rathausneubauten die Diskussionen um die notwendige Einfügung in den historischen Kontext des Ortskerns. Das in Rheda zuvor bestehende Rathausgebäude von 1855 wurde für den Neubau abgerissen, da es nach damaliger Kenntnis keinen Denkmalwert besaß.

Heute besteht Einigkeit darüber, dass der weitere Umgang mit dem vorhandenen umfangreichen Baubestand der 1960+ Generation, auch unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit, vernünftig ist. Schön wäre es, wenn die Weiternutzung auch bei einem Hotelbau in Tecklenburg, der nicht unter Denkmalschutz steht, gelingen könnte. In Tecklenburg wird allerdings schon seit mehreren Jahren nicht über einen möglichen Erhalt des Hotels mit maßvoller Erweiterung, sondern über einen erheblich größeren Neubau nachgedacht, der wiederum zu einer deutlich Störung im Gefüge des durch eine Denkmalbereichssatzung geschützten historischen Stadtkerns führen würde.

Für alle Instandsetzungs- und Sanierungsmaßnahmen an Bauten aus der Zeit nach 1960 können die gelungenen Denkmalprojekte wichtige Vorbildwirkung entfalten. Für die nicht denkmalgeschützten Sanierungsprojekte werden im besten Fall durch die Ergebnisse der Denkmalbaustellen Maßstäbe gesetzt, umfassende Voruntersuchung der bautechnischen Problemstellungen und gute Lösungsmöglichkeiten für Details und verträgliche Veränderungen aufgezeigt. Denn Maßnahmen an einem Baudenkmal werden im Idealfall so durchgeführt, dass sie mit großer Konsequenz zunächst einmal den umfassenden Erhaltungs- und Pflegeansatz verfolgen. Austausch und Erneuerung sind nur dann das Mittel der Wahl, wenn sich die Erhaltung von Substanz nicht mehr realisieren läßt. Aber auch das Weiterbauen am Denkmal ist eine lange geübte und erfolgreiche Praxis, die sich bei den Bauten der 1960+ Generation nicht grundsätzlich anders darstellt als bei den Bauten aus älterer Zeit.

Die denkmalpflegerischen Standards, niedergeschrieben in der nach wie vor gültigen *Charta von Venedig* von 1964 – also erarbeitet genau in der Zeit, in der die Bauten, über die wir auf dieser Tagung sprechen, gerade erst geplant und errichtet wurden – gelten für alle eingetragenen Bauwerke, ganz unabhängig davon, aus welcher Zeitstufe sie stammen. Es geht um den bewahrenden Umgang mit der denkmalwerten Substanz, um das Erkennen ihrer charakteristischen Merkmale und Qualitäten, die bei einer erforderlichen Sanierungs- und Baumaßnahme an dem Objekt weiterhin erhalten werden sollen. Eine sorgfältige



2 Rheda-Wiedenbrück, Rathaus Rheda, errichtet 1972–1974. 2016.



3 Tecklenburg, Hotel Burggraf, errichtet 1962–1964, Leerstand seit 2002. 2011.



4 Münster, Siedlung Schlesienstraße, Einfamilienwohnhaus. 2012.

Bestandsaufnahme und weitere Voruntersuchungen am Gebäude sind dabei der erste Schritt und bilden im Idealfall die Grundlage für alle weiteren Planungen der Baumaßnahme. Schon hier setzt die denkmalpflegerische Beratung ein.

Manchmal ist für den Erhalt des jeweiligen Bauwerkes eine gute und behutsame Pflege oder auch eine sehr konsequent durchdachte Reparatur ausreichend. Unter Umständen sind lange unterlassene Pflegemaßnahmen nachzuholen und bringen schon die gewünschte Verbesserung für die Nutzung. Der Austausch und das neue Ergänzen des Bestandes können dort erfolgen, wo es notwendig wird. Gegebenenfalls müssen auch Details und technische Ausstattungen neu entwickelt werden, sie müssen sich in jedem Fall verträglich einfügen und eine dauerhaft funktionierende Lösung bieten. Vielleicht sind die Qualitäten des denkmalgeschützten Bauwerks durch spätere Sanierungsmaßnahmen und Ergänzungen gestört und Korrekturen oder auch Rückbauten werden erforderlich. Nur stellen sich mit den Bauten der 1960/1970er-Jahre manche Themen etwas anders dar, weil wir es mit neu entwickelten Baumaterialien, mit neuen Technologien und manchmal mit neuen Größenordnungen an den Bauwerken zu tun haben – sowohl baulich als auch im Hinblick auf Bauschäden und Schadstoffbelastungen.

Als es kürzlich um die Vorbesprechung im Rahmen der Denkmal-Eintragung eines Schulzentrums der 1970er-Jahre ging, erwähnte der Architekt, für ihn sei es keine Schwierigkeit, sich mit dem baulichen Bestand dieser

Schule vertraut zu machen, seien doch die bautechnischen Lösungen, Wandaufbauten beispielsweise, nicht so grundsätzlich anders als die aktuellen Lösungen im Neubau heute. Das klingt beruhigend für die Denkmalpflege, denn im Umgang mit deutlich älterem Baubestand sind oftmals die Kenntnisse der beteiligten Planerinnen und Planer im Hinblick auf historische Baumaterialien und Techniken nur begrenzt vorhanden, ein Verständnis dafür muß manchmal mühsam im Verlauf des Bauprozesses geweckt werden.

Welche bautechnischen Lösungen im Rahmen einer Sanierung gewählt werden, ob sie eventuell dann doch anders ausgeführt werden müssen, als es der Bestand zunächst vorgibt, ist jeweils im Rahmen der Abstimmung der Sanierungskonzepte begründet und verträglich im Sinne des Denkmals zu entscheiden. Energetische Verbesserungen, Fensterreparaturen oder auch Fensterersatz, konstruktive und bautechnische Mängelbeseitigung, gegebenenfalls Änderungen an den Grundrissen, zusätzliche Brandschutzmaßnahmen, neue Maßnahmen zur barrierefreien Erschließung, gut überlegte Konzepte für eine verträgliche Umnutzung – all das sind Themen, die wir in der Denkmalpflege bereits lange kennen und sie sind im Detail für die Generation 1960+ genauso sorgfältig zu bearbeiten wie bei älteren Bauten. Sie sind wie immer individuell auf das jeweilige Objekt bezogen zu klären.

Bei der Wohnsiedlung Schlesienstraße in Münster, errichtet 1963/1964 in der damals neuen Form des verdichteten Wohnbaus, wird schon aus der Beschreibung im



5 Tecklenburg, Marktbrunnen, 1971, Entwurf Josef Baron. 2015.

Denkmaltext deutlich, worum es geht: „Die einheitliche und moderne Architektursprache der Siedlung zeigt sich auch in vielen baukonstruktiven und gestalterischen Details, der Materialwahl und Formgebung. Dazu zählen z. B. die Aluminiumfenster mit schmalen Rahmen, schmale Fensterbänder mit einer quadratischen Fläche als Schiebefenster, geschosshohe Schiebefenster zur Erschließung der Gartenhöfe, Eingangstüren aus Aluminium, schmale Dachkantenprofile, Eternit als Umfassungswand der Gartenhöfe und als seitlicher Sichtschutz der Balkone beim Mehrfamilienhaus. Der unbekümmerte Umgang mit den neuen Materialien führte zu neuen Kombinationen und Kontrasten.“¹

Auch mit unter Umständen problematischem Materialmix und unzureichend funktionierenden Baudetails muss dennoch denkmalverträglich umgegangen werden, d. h. bei allen Maßnahmen ist der Dokumentationswert des Bauwerks, das Original weitest möglich zu erhalten. Hier kommen auch Aspekte der Angemessenheit im Aufwand nach der Zumutbarkeit für Eigentümer und Nutzer mit ins Spiel, ebenso die Fragen nach der finanziellen Unterstützung der Maßnahmen durch Fördermittel.

Es zeigt sich, dass es bei umstrittenen Denkmalobjekten der 1960+ Generation, die möglicherweise von Beginn an erhebliche bautechnische Unzulänglichkeiten aufweisen, schon in den Besprechungsterminen im Rahmen des Eintragungsverfahrens hilfreich sein kann, wenn nicht nur die Inventarisierung unseres Amtes dort vertreten ist, sondern auch die Praktische Denkmalpflege sich frühzeitig mit einbringt. So kann allen Beteiligten vermittelt werden, dass im Umgang mit dem eingetragenen Baudenkmal nach Sanierungslösungen gesucht werden wird, die die geänderten Rahmenbedingungen und Anforderungen an das jeweilige Gebäude berücksichtigen und im Rahmen des Zumutbaren liegen werden.

Wir amtlichen Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger wollen mit unseren Beratungen zum denkmalgerechten Erhalt des geschützten Bestandes bestmöglich beitragen. Wir wollen notwendige Sanierungsmaßnahmen oder erforderliche Umnutzungen nicht verhindern, auch wenn uns dies manchmal unterstellt wird.

Der Dialog zwischen allen Beteiligten, getragen von Wertschätzung für das Baudenkmal und für seine historische Substanz, aber auch von gegenseitiger Wertschätzung der Gesprächspartner, ist hier erfahrungsgemäß zielführend. Zentrale Fragen sind: Welche denkmalwerten Charakteristika und welchen Dokumentationswert hat der einzelne Bau, wo sind diese Qualitäten gut erhalten, wo sind Veränderungen erfolgt, die die Qualitäten untergehen ließen oder zumindest überdecken? Wo sind erforderliche Änderungen für eine neue Nutzung möglich, ohne das Denkmal zu schädigen? Was ist mit den Urheberrechten

an diesem Bauwerk bei Veränderungsvorhaben, sind gegebenenfalls entsprechend auch diese Partner zu beteiligen?

Hinweisen möchte ich abschließend auf das Thema Stadtmöblierung und Kunst am Bau, das in der Zeit 1960+, mit der wir uns hier befassen, eine sehr große Rolle gespielt hat. Vieles ist davon überliefert, vieles aber nicht angemessen gepflegt oder geschützt. Manches ist von Erneuerungsbestrebungen bedroht, wie der Brunnen auf dem Marktplatz in Tecklenburg aus der Zeit um 1970, der wegen seiner „Stacheligkeit“ in der Bürgerschaft wenig Akzeptanz findet, aber dennoch, wie sich immer wieder beobachten läßt, seinen Zweck am Ort als Treffpunkt und Ausstattung des Marktplatzes gut erfüllt. Mindestens zwei Initiativen in der Bürgerschaft in Tecklenburg wollten diesen Brunnen durch ein modernes, flaches Sandsteinbecken bzw. einen gekauften historischen Sandsteinkumpel ersetzen, obwohl stattdessen Reparatur und Pflege als Erstes angezeigt gewesen wären. Auch hier war die Prüfung des Denkmalwertes und die angemessene Vermittlungs- und begleitende Öffentlichkeitsarbeit gefordert. Inzwischen wurde der Brunnen auf seinen Denkmalwert hin überprüft mit positivem Ergebnis, sodass die Diskussionen um seinen Erhalt ein Ende finden können. Die Verwaltung der Stadt bereitet jetzt die Instandsetzung des Brunnens vor.

Wir Denkmalpflegerinnen und Denkmalpfleger können uns nur dann erfolgreich für den Erhalt des kulturellen Erbes einsetzen, wenn die Denkmalqualitäten des jeweiligen Objektes rechtzeitig festgestellt werden und eine Grundlage für unser Handeln durch die Eintragung des Denkmals gelegt ist. An einem gut gepflegten Denkmal sollte im besten Fall die Handschrift der sanierenden Architektin / des sanierenden Architekten und auch der beteiligten Denkmalpflege im Wesentlichen daran zu erkennen sein, was und wie sorgfältig konserviert, restauriert, repariert und gegebenenfalls auch ergänzt oder neu hinzugefügt wurde.

Unsichtbar wird diese Arbeit der Architektin oder des Architekten nicht sein. Denn ganz ohne Eingriffe in die Substanz läßt sich eine Baumaßnahme nicht durchführen, auch kann in der Regel nicht alles, was im Rahmen der Sanierung getan werden muss, reversibel sein. In jedem Einzelfall ist deshalb zu klären, wo die Grenzen zwischen Erhaltung und Erneuerung, wo die Grenzen zwischen sichtbarer und unsichtbarer Maßnahme zu ziehen sind, um zu einem denkmalverträglichen Ergebnis zu kommen.

Anmerkung

1 Auszug aus dem Eintragungstext vom 8.9.2000 für die Teppichsiedlung Schlesienstraße in Münster.

Bildnachweis

1–3 LWL-DLBW/Seifen. — 4 LWL-DLBW/Nieland. — 5 Hermann Willers, Rheine.

Die Scharounschule in Marl

Weiternutzung und Sanierung einer organhaften Architektur der 1960er-Jahre

Hartmut Ochsmann

Die Stadt Marl beauftragte im Jahre 1960 den Architekten Hans Scharoun mit der Planung und Errichtung einer Volksschule im Stadtteil Drewer. Zu dieser Zeit war Marl eine wirtschaftlich blühende Bergbau- und Industriestadt.¹ Drei erfolgreiche Großbetriebe, insbesondere die Chemischen Werke Hüls AG, bescherten der Stadt hohe Steuereinnahmen. Diese überaus günstige Finanzlage ermöglichte der Stadt ein selbstbewusstes kommunales Handeln.² Maßgeblich dank der Politik des damaligen Bürgermeisters Rudolf-Ernst Heiland³ entstanden herausragende kommunale Bauten, darunter die neue Stadtmitte mit dem Rathaus, das Theater, die erste Volkshochschule in Deutschland und die bedeutende Paracelsus-Klinik. Nachdem Hans Scharoun im Wettbewerb für das neue Rathaus lediglich den zweiten Preis erhalten hatte, beauftragte die Stadt Marl ihn im Jahre 1960 mit dem Bau der Volksschule in Marl-Drewer.

Hans Scharoun – Architekt des organhaften Bauens

Hans Scharoun gehört zu den namhaftesten Architekten der Nachkriegszeit in Deutschland und ist neben Hugo Häring der wichtigste Vertreter des organischen Bauens.⁴

Schon seit Mitte der 1930er-Jahre unterscheidet sich sein Bauen deutlich von der Architektur, die sich am rechtwinkligen Koordinatensystem orientiert – Scharoun wendet sich ab vom Funktionalismus des Internationalen Stils. In den Jahren um 1950 entwickelt er die wesentlichen theoretischen und praktischen Grundlagen seines „organhaften Bauens“. Bis in die 1960er-Jahre verfasst Scharoun zwar verschiedene kleinere Schriften und äußert sich auch in Vorträgen, mit denen er seine Bauauffassung legitimiert, aber eine abgeschlossene theoretische Darstellung liefert er nicht.⁵ Vielmehr übernimmt er das theoretische Konzept von seinem Architekten-Freund Hugo Häring, der formulierte: „Organhaftes bauen hat natürlich gar nichts mit der nachahmung von organwerken der geschöpflichen welt zu tun. Die entscheidende forderung, die man vom standpunkt der organik aus stellt, ist die, daß die gestalt der dinge nicht mehr von außen her bestimmt wird, daß sie in der wesenheit des objektes gesucht werden muss.“⁶ Vielmehr gehe es um Analogie zu den Wirkungsgesetzen und Strukturprinzipien der Natur. „Organhaft ... beschreibt deshalb eine näherungsweise, auch eine methode; aber noch keinen inhalt.“⁷ Deshalb sprach Scharoun nicht von „organischem“ sondern von „organhaftem“ Bauen. Die Philharmonie in Berlin, die Scharoun



1 Marl, Scharounschule, Eingangsansicht. 1978.

1956 bis 1963 errichten ließ, wird sein Hauptwerk, mit dem er weltweite Anerkennung erhält. Die größte Beachtung findet dabei der Konzertsaal, weil er die Musiker erstmals in die Mitte der Zuhörer rückt. Die Aula in Marl wird immer wieder als die kleine Schwester des Berliner Konzertsaals angesprochen.

Darmstädter Gespräche

Im Jahre 1951 nahm Scharoun an den Darmstädter Gesprächen teil, die anlässlich des 50. Jahrestags der Ausstellung der Künstlerkolonie Darmstadt auf der Mathildenhöhe stattfanden. Die Darmstädter Gespräche waren eine Konferenz mit dem Thema „Mensch und Raum“, von der wichtige Impulse für die Architektur der Nachkriegszeit ausgingen. An der Konferenz nahmen bedeutende deutsche Architekten der Nachkriegszeit teil – außerdem auch Soziologen und Philosophen. Ausgewählte Architekten stellten Entwürfe von „Meisterbauten“ vor, die auf der Tagung diskutiert und von denen einige realisiert wurden. Scharoun erläuterte auf dieser Tagung seine Vorstellung von einem Schulbau, der die Entwicklungsstufen der Schüler als wesentliche Planungsgrundlagen berücksichtigt und der ihre Bildung zu demokratischen Menschen fördern soll. Scharoun stellte einen Schulbauentwurf für eine Volksschule vor, der sich erkennbar an reformpädagogischen Vorstellungen orientiert – jedoch wurde dieser Schulbauentwurf nicht ausgeführt.⁸ Erst 1955 bis 1962 mit der Geschwister-Scholl-Schule in Lünen und 1964 bis 1971 mit der Volksschule in Marl-Drewer sollte Scharoun die Gelegenheit erhalten, seine Vorstellungen von einem kindgemäßen, demokratischen Schulbau in gebaute Wirklichkeit umzusetzen.



2 Hans Scharoun. 1963.

Die Bauaufgabe Volksschule in Marl-Drewer beinhaltete zum Zeitpunkt der Auftragserteilung noch die Realisierung einer zweizügigen Schule zu acht Jahrgängen, im Laufe der Planungszeit wurde der Schultyp Volksschule jedoch geändert in Grundschule mit Hauptschule zu neun Jahrgangsklassen. Hans Scharoun greift in Marl seine „Darmstädter Idee“ wieder auf. Im Zentrum der Schule, gleichsam das Herzstück der Anlage bildend, befinden sich die

Die Bauaufgabe Schule in Marl-Drewer

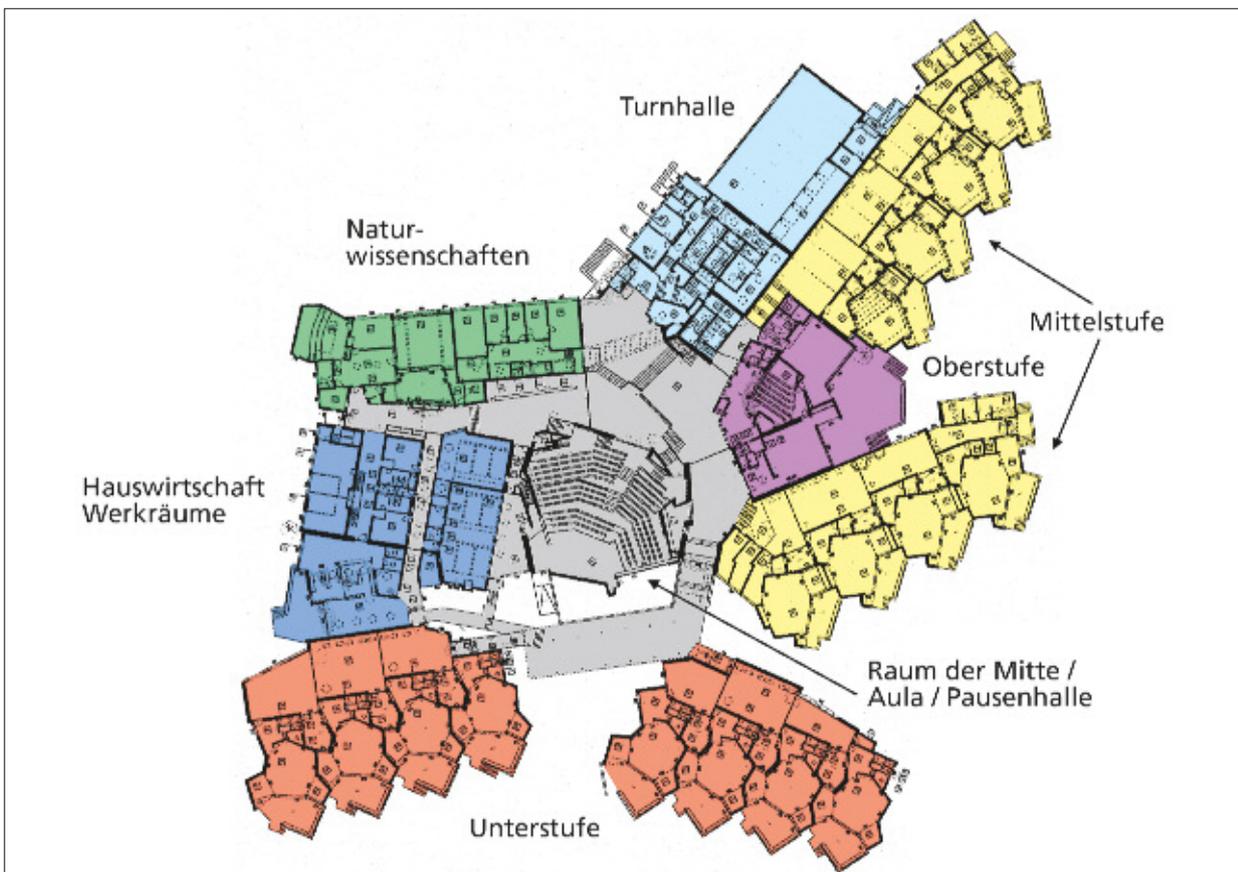
Die Bauaufgabe Volksschule in Marl-Drewer beinhaltete zum Zeitpunkt der Auftragserteilung noch die Realisierung einer zweizügigen Schule zu acht Jahrgängen, im Laufe der Planungszeit wurde der Schultyp Volksschule jedoch geändert in Grundschule mit Hauptschule zu neun Jahrgangsklassen. Hans Scharoun greift in Marl seine „Darmstädter Idee“ wieder auf. Im Zentrum der Schule, gleichsam das Herzstück der Anlage bildend, befinden sich die



3 Berlin, Philharmonie. 2015.



4 Marl, Scharounschule, Aula. 2016.



5 Marl, Scharounschule, ursprüngliche Nutzungen.

Aula und die sie umgebenden Hallen. Scharoun spricht von der Aula als dem „Raum der Mitte“.⁹ Die Aula ist der zentrale Versammlungsplatz für alle Schüler und war von Anfang an auch als Theater-, Film- und Musikraum gedacht. Sie wird von den Pausenhallen umfasst. Gleichsam sternförmig gehen von hier jeweils zwei Trakte der Unterstufe zu vier Klassen, der Mittelstufe zu vier Klassen und der Oberstufe zu zwei Klassen ab. Des Weiteren gliedern sich auch die Naturwissenschaften, die Hauswirtschaft, die Werkräume und die Sporthalle an den zentralen Bereich an.

Schulwohnungen

Von höchster Bedeutung und Grundlage der Planung sind im pädagogisch-architektonischen Konzept von Scharoun die Klassenräume. „Die Unter- und Mittelstufe umfassen jeweils vier *Schulwohnungen* und eine Gruppenhalle, die Oberstufe je eine Schulwohnung und den gemeinsamen Raum für Diskussion und Vorträge.“¹⁰ Die Klassen sollen jeweils dem „Wesen des Kindes“ in seinem Bewusstseins- und Entwicklungsstadium gerecht werden. Die Grundrisse der Unter- und Mittelstufenbereiche waren deshalb nicht rational-rechtwinklig, sondern wabenartig und unregelmäßig konzipiert worden („nestartig“ für die Unterstufe, wie Scharoun betont), während der Trakt für den 9. Jahrgang rechteckige Grundrisse besitzt. Die Klassenräume einer Altersstufe bilden jeweils eine Klassenwohnung mit eigener Garderobe, Toiletten, Klassenraum, zugehörigem

Gruppenraum, einem Gartenhof und Terrassen für den Unterricht im Freien. Die Terrassen sind so angelegt, dass sie nur wenig Einblick von der Nachbarterrasse bieten und somit ungestörten Unterricht ermöglichen. Die Klassenräume sind mehrseitig gut belichtet; die Farbgestaltung ist auf die entsprechende Altersstufe abgestimmt. Die Gruppenhallen sind mit Pflanzbeeten, Vitrinen und Wandtafeln ausgestattet. Mit den Werkräumen und ihren Shed-dächern nimmt Scharoun bewusst Bezug auf das „Wesen“ der Industriestadt. Scharoun versteht Schule als eine kleine Stadt, aber zugleich sieht er die Schule auch als Teil der Stadt: sie soll in die Stadt hineinwirken, so wie die Stadt auch an der Schule teilhaben soll, indem sie beispielsweise die Sporthalle und die Aula mitbenutzt.

Gestaltfindung

Das Planungskonzept des organhaften Bauens beinhaltet, dass die formale Gestalt des Bauwerks nicht vorgegeben wird, sondern erst die Form der Zweckerfüllung den Gestaltungsweg bestimmt. Es gehe daher nicht um Gestaltsetzung, sondern um Gestaltfindung. Die Gestaltfindung folgt aus der Planung von innen nach außen. Letztlich bilden in der Volksschule Marl alle Stufenbereiche mit den anderen Funktionsbereichen um den „Raum der Mitte“ herum ein organhaftes Ganzes, aus dem sich die Gestalt der Schule ergibt. Scharoun drückt es wie folgt aus: „... möchte ich nochmals sagen, daß mein Bemühen nicht ästhetischer Natur ist, sondern der wirksamen Nutzung des



6 Grundriss der Unterstufe. 2016.



7 Klassenwohnung der Unterstufe, Terrasse. 2015.



8 Werkraum. 1995.

Raumreizes im Interesse einer lebendig entwickelnden Erziehung gilt – auf Grund der Raumform, der Wandbehandlung, der Lichtlösung, der Verbindung mit der Umwelt.“¹¹ Und: „Schulen sollen der Form und dem Inhalt nach konstitutiven Prinzipien sein – Organe eines Organismus, Teilinhalte eines Ganzheitlichen.“¹²

Gestaltungselemente

Für Scharoun typische Gestaltungselemente, die auch an anderen Bauwerken immer auftauchen, sind das schräge Atelierfenster und die an maritime Bauten erinnernden Bullaugen – hiermit stellt Scharoun bewusst einen Bezug zu seiner Heimat Bremerhaven her.¹³ Die Außenfassade der Schule zeigt blau-grünliche Kalksandsteinverblendungen des tragenden Mauerwerks, dessen Kalksandstein in einem Werk auf der Marler Zeche Auguste Viktoria hergestellt wurde. In den Klassentrakten finden sich Verkleinerungen aus rot-braunen Ziegelsteinen. Die bauzeitlichen Holzfenster bestanden aus farblos lackiertem Pitchpine; die beweglichen Fensterflügel waren weiß gestrichen. Bei der Fenstergliederung war Scharoun von der Fassade der Hochschule für Gestaltung in Ulm von Max Bill inspiriert worden.¹⁴

Sanierungs- und Nutzungsgutachten

Bereits 1996 hatte das damalige Westfälische Amt für Denkmalpflege bei der Stadt Marl die Unterschutzstellung der Scharoun-Schule beantragt. Die Eintragung in die Denkmalliste nahm die Stadt Marl allerdings erst im Jahre 2004 vor. Zuvor hatte schon im Februar 2003 das Architekturbüro Pfeiffer/Ellermann/Preckel PEP ein Sanierungs- und Nutzungsgutachten vorgelegt. Die darin enthaltene Schadensuntersuchung dokumentiert, dass Dächer und Fensterfassaden schwer geschädigt waren. Als primär schadhafte Bauteile wurden Dachränder und Anschlüsse sowie wasserableitende Bauteile wie Rinnen, Fallrohre und Einlaufkästen und außerdem viele Holzfenster erkannt. Diese Bauteile wurden in der Untersuchung als abgängig und daher zu ersetzen bewertet. Als ursächlich für diesen Schadenszustand wurden schlecht ausgeführte Anschlussdetails, Beschädigungen durch Vandalismus, zudem Korrosion und Verwitterung bezeichnet. Der schwarze Fensteranstrich, der im Zuge der Bauunterhaltung aufgetragen worden war, hatte die Fenster zusätzlich geschädigt. Das harzhaltige Pitchpine-Holz hatte sich stark erhitzt und aufgrund des Harzaustritts feine Risse gebildet, durch die Feuchtigkeit in das Holz gelangte – mit der Folge weiterer Schädigung. Da die Ableitung des Niederschlagswassers überwiegend nicht mehr funktionierte und die



9 Bullaugen und schräges Atelierfenster. 2004.

Feuchtigkeit in die Konstruktion eindrang, entstanden Folgeschäden wie Ausblühungen, Algen- und Moosbildungen und vereinzelt auch Risse im Mauerwerk. An einzelnen Stellen des Betons war aufgrund unzureichender Abdeckung die Bewehrung freigesprengt.¹⁵

Nutzungskonzept

Die Kostenschätzung des Sanierungsgutachtens belief sich auf 7 Millionen Euro. Da sich die Stadt Marl nicht in der Lage sah, die Sanierung in dieser Größenordnung zu bewältigen, wurden auch andere Nutzungen in die Diskussion gebracht, beispielsweise Nutzungen als Altenheim oder als Supermarkt. Diese Überlegungen wurden aus denkmalfachlicher Sicht jedoch kritisch bewertet. Die Presse vermeldete 2005 sogar, dass der Schule der Ab-

bruch drohe.¹⁶ Eine Podiumsdiskussion des Bundes Deutscher Architekten (BDA) zur Zukunft der Scharounschule fand im November 2005 unter Beteiligung des Landeskonservators statt. Die Veranstaltung war der Auftakt für verschiedene Veranstaltungen eines Initiativkreises, die die Bedeutung der Scharounschule als wichtiges Baudenkmal moderner Baukultur in der Öffentlichkeit bewusst machen sollten. Auch die Verantwortlichen der Stadt bemühten sich in der Folge intensiv um die Erhaltung. Es zeichnete sich dann 2007 die Idee einer veränderten Nutzung ab, die später auch erfolgreich umgesetzt wurde: Die Hauptnutzer sind die Aloysius-Grundschule und die Musikschule; zudem nutzen externe Schulen und Vereine die Sporthalle mit. Der Aula soll zukünftig ein besonderer Stellenwert als Zentrum musischer Begegnung in Marl zukommen, indem sie als Veranstaltungsort für Kongresse oder Symposien zu den Themenbereichen Schule, Architektur und musische Bildung dient.

Förderungen

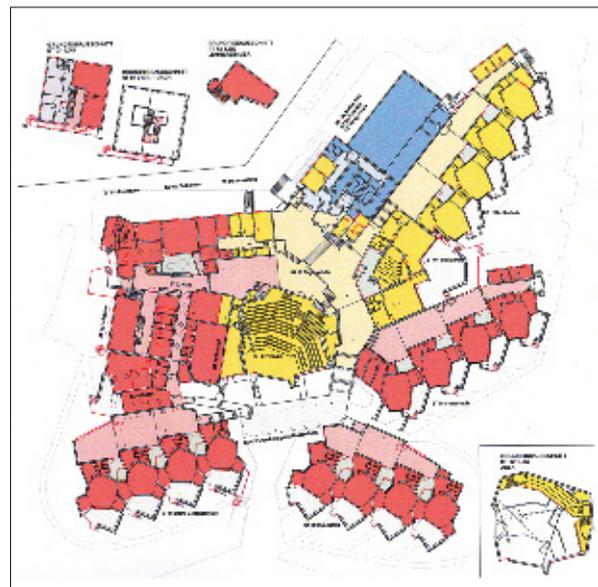
Als 2006 die Wüstenrot-Stiftung die Sanierung einer der beiden Scharounschulen – Lünen oder Marl – unterstützen wollte, musste Marl Lünen den Vortritt lassen. Allerdings gelang es der Stadt, Finanzierungsmittel aus zwei großen Förderprogrammen zu erhalten, und zwar Mittel aus der Stadterneuerung und außerdem Mittel aus dem Investitionspaket zur energetischen Erneuerung sozialer Infrastruktur. Die Mittel aus der Stadterneuerung sollten zur Sanierung und Entwicklung der Scharounschule zu einer kulturellen Begegnungsstätte mit Musikschule und Aula verwendet werden, während die Förderung der energetischen Erneuerung für den Ganztagsbetrieb, die Sanierung der Grundschulbereiche und der Turnhalle vorgesehen



10 Schäden am Dachaufbau. 2011.



11 Schäden an Fenstern, am Sonnenschutz und am Dach. 2004.



12 Neues Nutzungskonzept. Aloysius-Grundschule und offene Ganztagschule (rot), Musikschule und Aula auch für externe Veranstaltungen (gelb), Sporthalle für Schul- und Vereinssport (blau). 2015.

war. Die Förderzusagen machten den Weg frei für die Sanierung der Scharounschule, für die das Büro Pfeiffer/Ellermann/Preckel PEP die Planung und Bauleitung im Jahre 2010 übernahm. Die Projektleitung hatte Christoph Ellermann inne.

Denkmalpflegerische Zielvorstellung

Das Sanierungsgutachten vertritt die These, dass bei der Errichtung der Schule für Scharoun die bauliche Ausführung nachrangig gewesen sei, zudem hätten wirtschaftliche Zwänge zu einfacher Bauweise gezwungen. Für den Architekten habe die räumliche Umsetzung des pädagogischen Konzeptes im Vordergrund gestanden. Wengleich diese Einschätzung nicht ganz von der Hand zu weisen ist, kommt es denkmalpflegerisch jedoch darauf an, das realisierte Bauwerk mit seinen zeittypischen Ausprägungen als Baudenkmal zu begreifen. Insofern wurde folgerichtig im Konsens zwischen Bauherrn und der Denkmalpflege vereinbart, dass die denkmalpflegerische Zielvorstellung „Reparatur vor Austausch“ auch bei der Sanierung dieses Baudenkmal der 1960er-Jahre verbindlich umgesetzt werden sollte. In zahlreichen gemeinsamen Baubesprechungen ging es daher immer wieder darum, die Originalsubstanz soweit wie möglich zu erhalten oder notwendige Erneuerungen materialgerecht auszuführen. Als Zielsetzung wurde zudem formuliert, das Scharoun'sche Konzept wie-

der herzustellen. Die Sanierung umfasste im Wesentlichen folgende Punkte:

- Sanierung der stark geschädigten Gebäudehülle
- Innensanierung/Schadstoffsanierung
- energetische Ertüchtigung
- nutzungsbedingte Umbaumaßnahmen
- Brandschutz
- Sicherheitsanforderungen der Unfallverhütung GU
- Barrierefreiheit
- Wiederherstellung des Scharoun'schen Konzeptes

Sanierung der Gebäudehülle

Die Dachsanierung wurde mit verbesserter Wärmedämmung ausgeführt; Wärmebrücken wurden dabei vermieden. In der Fassade wurden die Fenster mit Hilfe einer Musterachse entsprechend der Scharoun'schen Planung entwickelt. Die Fensterrahmen wurden aus Lärchenholz konstruiert. Die oberen Glasfenster wurden in satiniertem Glas entsprechend der bauzeitlichen Ausschreibung ausgebildet. Die zu erneuernden Fenster wurden wieder mit Schwingflügeln ausgeführt; dabei wurden die originalen Beschläge und Griffe weiterverwendet. Der Sonnenschutz an den Klassenfenstern wurde mit starren Lamellen nach dem bauzeitlichen Vorbild wieder hergestellt.

Pflanzlicher Bewuchs hatte die Innenhöfe optisch und substanzuell stark beeinträchtigt; die Wurzeln verursachten



13 Unterstufenklasse nach der Sanierung. 2015.

bereits Schäden am Bauwerk. Zudem war die Entwässerung der Innenhöfe nicht mehr funktionstüchtig, sodass Feuchteschäden an den angrenzenden Bauteilen auftraten. Die Höfe wurden gerodet, abgegraben, abgedichtet und nach dem bauzeitlichen Konzept mit Pflasterungen wiederhergestellt.

Innensanierung/Schadstoffsanierung

Es wurden erhebliche Schadstoffbelastungen in den Klassenräumen festgestellt. So wiesen beispielsweise die Stahlstützen und Stahlträger PCB-haltige Anstriche auf; hinter den hölzernen Wandvertäfelungen wurden KMF-haltige Dämmstoffe festgestellt. Außerdem wurde in den Holzdecken PCP (Pentachlorphenol) als Holzschutzmittel verwendet. Diese chemischen Stoffe sind heute als krebserregend erkannt und dürfen nicht mehr im Schulbau verwendet werden. Der denkmalpflegerische Grundsatz „Erhalt statt Austausch“ wurde in den Klassenräumen zugunsten einer gründlichen Schadstoffsanierung relativiert. Zudem waren Bauschäden zu sanieren, die die konstruktive Sicherheit der abgehängten Decken beeinträchtigt hatten.

Energetische Ertüchtigung

Da die Maßnahme in großen Teilen aus dem Investitionspaket zur energetischen Ertüchtigung sozialer Infrastruk-

tur gefördert wurde, galt es, die entsprechenden Anforderungen einzuhalten. Ursprünglich besaß die Schule ein Belüftungs- und Heizungssystem, das die warme Luft über Unterflur-Kanäle zum Fenster geführt hatte. Das System funktionierte nur kurze Zeit und wurde bald durch statische Heizkörper vor den Fenstern ersetzt. Die verbesserte Wärmedämmung und der wesentlich höhere Wirkungsgrad heutiger Lüftungsanlagen machten es möglich, das Scharoun'sche Belüftungs- und Beheizungskonzept in abgewandelter Form wieder zu installieren.

Nutzungsbedingte Umbaumaßnahmen

Aufgrund der Einrichtung des Ganztagsbetriebs musste eine Garküche zum Erwärmen des Mittagessens von der bisherigen Lehrküche abgetrennt werden. Zwar brachte dieser Umbau eine Grundrissänderung mit sich, doch handelt es sich bei dieser Maßnahme um eine der ursprünglichen Nutzung nahe Weiternutzung, zumal sich die neue Nutzung in die vorhandene Küchennutzung integriert.

Brandschutz

Der Brandschutz verlangte die Einrichtung zweier neuer Fluchtwege aus dem Obergeschoss, für die neue Außentreppe angelegt wurden, die der Entfluchtung eines Klassenraumes im OG und des Lehrerzimmers dienen.



14 Innenhof nach der Sanierung. 2016.



15 Unterstufenklasse nach der Sanierung. 2013.



16 Belüftungsdüsen und Heizung im Klassenraum. 2016.



17 Neue Fluchttreppe. 2016.

Sicherheitsanforderungen der Unfallverhütung

Als zeittypisches Baumaterial der 1960/70er-Jahre war Waschbeton in weiten Teilen der Schule, im Eingangsbereich und in den Außenanlagen verlegt worden. Waschbetonplatten gelten jedoch nach den aktuellen Unfallverhütungsvorschriften der GUV (Gemeindeunfallversicherung) als ungeeignet für Bodenbeläge in Außenanlagen. Als Kompromiss zwischen der Unfallverhütung und dem denkmalpflegerischen Anspruch auf Erhaltung der Originalsubstanz wurde festgelegt, dass die Hauptlaufwege mit einem Waschbetonersatzstein ausgeführt werden, nämlich der Haupteingang, der Hintereingang und der Bereich zwischen den Unterstufen. Alle anderen Bereiche, insbesondere die Freibereiche der Klassen, durften ihre Waschbetonplatten behalten.

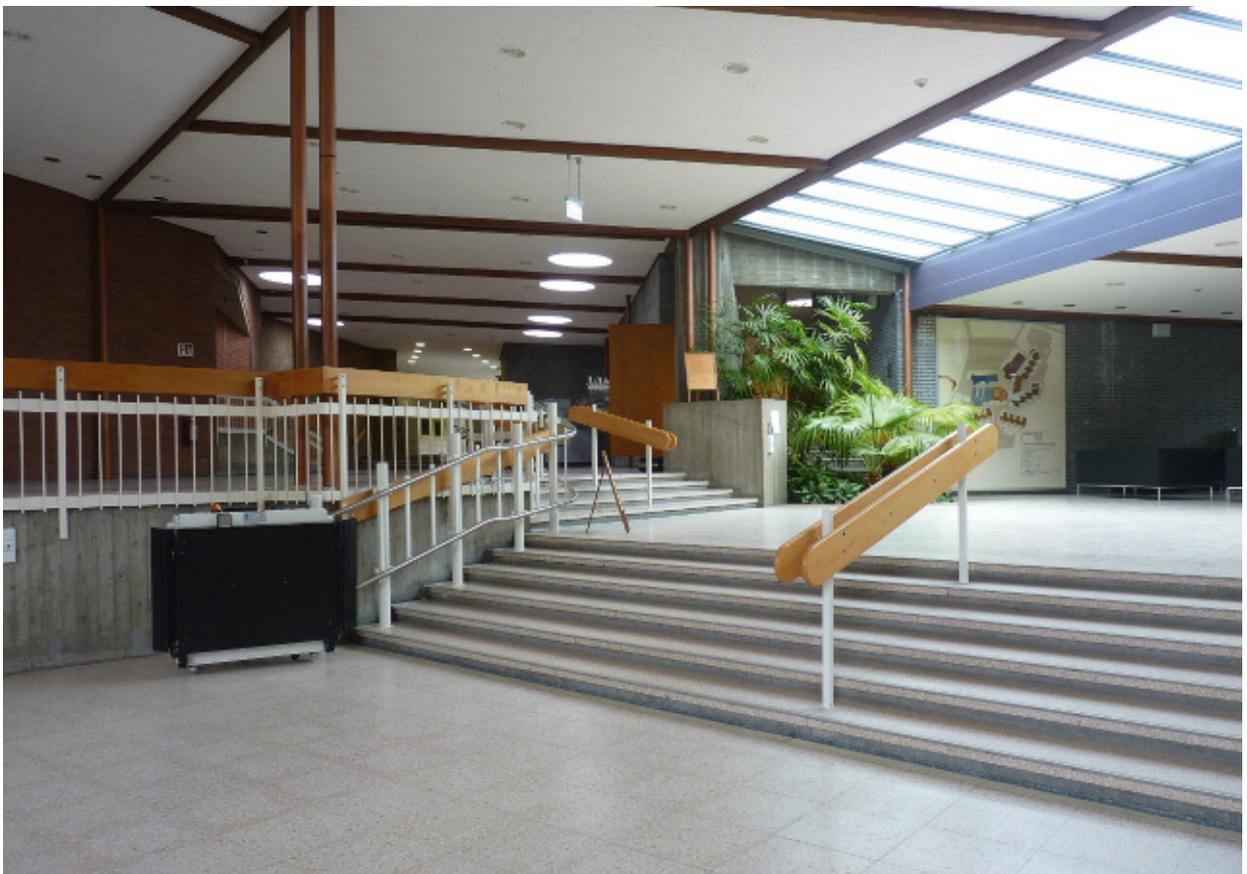
Die GUV stufte zudem bestimmte Geländerhöhen als nicht hoch genug ein. Das war insbesondere bei der Sitzbank vor der Aula der Fall, die zugleich Brüstungsfunktion für den Vorbereich der Aula gegenüber der tieferliegenden Halle bildete. Auch wenn aus denkmalpflegerischer Sicht die Beseitigung der Sitzbank den Verlust eines für das Scharoun'sche Konzept wichtigen Elementes darstellt, wurde nach langen Beratungen letztlich die Sitzbank entfernt und durch ein Geländer ersetzt, das dem Bestandsgeländer nachgebaut ist.



18 Waschbetonersatzplatten im Bereich des Ganztagsbetriebs. 2015.



19 Eingangsbereich zur Aula. 2015.



20 Treppenlift in der Halle. 2015.

Barrierefreiheit

Scharoun sah in dem „Wechsel der Fußbodenhöhen unter Ausnutzung der gegebenen Bodenformation“ eine Belebung der Gesamtanlage.¹⁷ Die bisherige Sanierung hat Barrierefreiheit zumindest für die Aula hergestellt, indem eine Rampe seitlich an den Haupteingang angebaut und ein Treppenlift in der Halle installiert wurde. Je nach Erfordernis sollen zu einem späteren Zeitpunkt weitere Bereiche barrierefrei nachgerüstet werden.

Wiederherstellung des Scharoun'schen Konzeptes

Ein denkmalpflegerisches Ziel war es, das Scharoun'sche Konzept in seiner Gesamtheit wieder anschaulich zu machen. Zu dem pädagogisch-architektonischen Konzept Scharouns gehörte auch eine gut überlegte Farbgestaltung der Räume, die auf die Alters- bzw. Entwicklungsstufe der Kinder Bezug nahm. Eine umfangreiche Farbbefund-Untersuchung wurde von der Restauratorin Eva Möllenkamp 2011 vorgenommen. In der Gruppenhalle der Unterstufe wurde noch weitgehend die originale Farbigkeit vorgefunden. Insbesondere ist noch der bauzeitliche Fußboden mit seinen rötlichen bis rosafarbenen Terrazzoplatten vorhanden. Die Wände zeigen in der Gruppenhalle

braun-rötliche und graue Klinker, während die Decken graue Eisenträger mit hellen Akustikdecken besitzen.

Die Türen zu den Klassen-Wohnungen weisen schachbrettartige Bemalung auf. Während die grauen Kästchen sich auf allen Türen wiederfinden, ist die Farbgebung der hellen Quadrate an den Türen der Klassenwohnungen von Jahrgang zu Jahrgang in unterschiedlichen Farbtönen gehalten. In den Gruppenhallen wurden die Schaukästen renoviert und die Pflanzbeete wiederhergestellt.

In den Klassenräumen wurde die Farbgestaltung gemäß dem Befund wiederhergestellt. Die Wände erhielten im Zuge der Sanierung den hellen, rosafarbenen Anstrich zurück, der bauzeitlich nachgewiesen war. Die Säulen erhielten wieder einen grauen Anstrich und setzen sich markant von den hellen Wänden ab. Die erneuerten abgehängten Decken sind holzsichtig gehalten und tragen der Bauzeit entsprechende Leuchten.

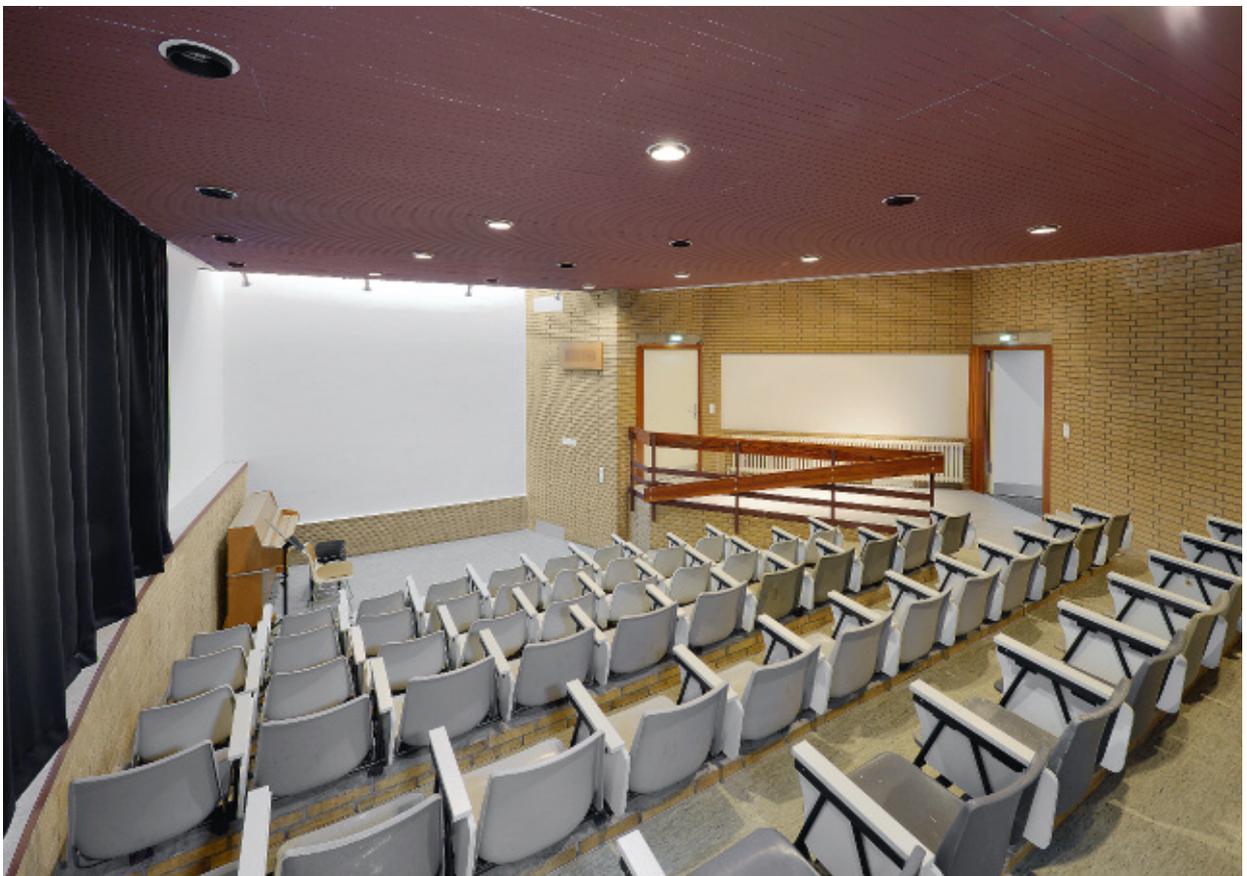
Eine Besonderheit ist der Raum zwischen den beiden Oberstufenklassen, der heute als Übungsraum der Musikschule dient. Er war ursprünglich als Diskussionsraum gedacht, wo die älteren Schüler vortragen und miteinander diskutieren lernen sollten. Damit sollte die demokratische Erziehung der Schüler gefördert werden. Die Schalensitze waren zum Teil nicht mehr vorhanden. Da sie in der Originalfarbe nicht mehr zu erhalten waren, wurden sie durch ähnliche Sitze ersetzt.



21 Gruppenhalle der ehemaligen Unterstufe, östlicher Flügel. 2016.



22 Klassenraum der ehemaligen Unterstufe, östlicher Flügel. 2016.



23 Ehemaliger Vortragsraum der Oberstufe. 2016.



24 Eingangsbereich der Aula als Ausstellungsbereich für Fotokunst. 2016.



25 Die Aula als Konzertsaal. 2016.

Fazit

Im August 2015 wurde die Scharounschule nach Beendigung der Baumaßnahmen feierlich wiedereingeweiht. Wenn man auf die Geschichte dieser Sanierung zurückblickt, fallen einige typische Probleme im denkmalpflegerischen Umgang mit Objekten der 1960er-Jahre auf:

1. Nachdem die Schule als Baudenkmal erkannt worden war, dauerte es acht lange Jahre, bis die Stadt die Eintragung in die Denkmalliste vornahm. Solche zögerlichen Unterschutzstellungen behindern häufig einen rechtzeitigen denkmalgerechten Umgang mit dem Objekt und schaden der Beschaffung von Fördermitteln.
2. Baumängel konstruktiver Art und Schadstoffe in Baustoffen sind zeittypisch und können einen großen Sanierungsaufwand nach sich ziehen.
3. Fehlerhafte Instandhaltungsmaßnahmen verursachen zusätzliche Bauschäden.
4. Heutige Anforderungen der Unfallverhütung, des Brandschutzes und der Barrierefreiheit führen zu Umbauten oder Ergänzungen am Denkmal, die behutsam zu planen sind.

Die dargestellten Probleme konnten im Laufe der Sanierung häufig erst nach langwierigen Diskussionen und der schwierigen Suche nach geeigneten Materialien und konstruktiven Details gelöst werden. Aufgrund des entschiedenen Engagements aller Beteiligten ist die Sanierung der Scharounschule Marl schließlich sehr gut gelungen. Die Musikschule Marl und die Aloysius-Grundschule schätzen das Potenzial der Scharounschule sehr. Zudem wird sie als musisch-kulturelles Zentrum im Stadtteil und darüber hinaus gut angenommen. Die Scharounschule stellt nach Abschluss der Sanierungsarbeiten wieder eine echte Bereicherung für die Stadt Marl dar.

Anmerkungen

1 Der Bergbau hatte in Marl erst 1905 mit der Zeche Auguste Viktoria die Förderung aufgenommen, im Jahr 1910 kam die Zeche Brassert hinzu. Das bis dahin noch ländlich geprägte Amt Marl erlebte binnen weniger Jahre einen Strukturwandel von einer bäuerlichen Dorflandschaft hin zu einer industriellen Stadt, aber erst am 20.4.1936 wurde Marl zur Stadt erhoben. 1938 wurden die Chemischen Werke Hüls gegründet, die in der nationalsozialistischen Zeit vornehmlich synthetischen Kautschuk für Autoreifen herstellen sollten.

2 In den 1950er-Jahren lag das Realsteueraufkommen pro Einwohner in Marl an der Spitze aller Kommunen in Nordrhein-Westfalen und übertraf den Landesdurchschnitt um mehr als das Doppelte (Stefan Kleinschulte, Das Rathaus in Marl. Zur Bedeutung der Architektur für die politische Sinnstiftung auf kommunaler Ebene, Diss. Bochum 2003. S. 26 ff.).

3 Rudolf-Ernst („Rudi“) Heiland (1910–1965) war in den Jahren von 1946 bis 1965 Bürgermeister der Stadt Marl und galt als einer der visionärsten Kommunalpolitiker in Nordrhein-Westfalen. Er war seit 1928 Mitglied der SPD gewesen. Die nationalsozialistische Justiz hatte ihn zu Zuchthaus und Zwangsarbeit in den Ostgebieten verurteilt. Nach dem Krieg kehrte er in die Stadt Marl zurück und arbeitete dort als freiberuflicher Kaufmann.

4 Hans Scharoun war 1893 in Bremen geboren und in Bremerhaven aufgewachsen. Er verstarb 1972 in Berlin. Während der Zeit des Nationalsozialismus hatte er keine öffentlichen Aufträge erhalten, er war lediglich im privaten Wohnhausbau tätig gewesen. Dabei hatte er bereits unkonventionelle Bauten geplant. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er zunächst Stadtbaurat von Berlin, dann Ordinarius für Städtebau an der Technischen Universität in Berlin. Er nahm an verschiedenen bedeutenden Wettbewerben teil und gewann mehrfach erste Preise, aber diese Planungen wurden nicht realisiert (Liederhalle Stuttgart 1949, Theater Kassel 1952, Stadthalle Bremen 1956 u. a.). Vornehmlich errichtete er in den 1950er-Jahren Wohnanlagen und Siedlungsbauten in Stuttgart („Romeo und Julia“) und Berlin-Charlottenburg-Nord. Erst im vorgerückten Alter erhielt er größte Anerkennung mit der Philharmonie in Berlin. Die Staatsbibliothek in Berlin (1978), das Stadttheater in Wolfsburg (1973) und das Schifffahrtsmuseum in Bremerhaven (1975) wurden erst nach seinem Tod fertig gestellt.

5 Beispielhaft seien genannt: Hans Scharoun, Projekt für die Volksschule in Marl, in: *Bauwelt* 1961, Heft 7, S. 163–164; ders., Raum und Milieu der Schule, in: *architektur wettbewerb* 31, 1961, S. 10–13; ders., *Baukunst: Sinngebung des Lebens*. Aus einer Ansprache Hans Scharouns in der Universität Rom, in: *Bauwelt* 1965, Heft 28, S. 762–763.

6 Hugo Häring, Geometrie und organik, eine Studie zur genesis des neuen bauens in: *Baukunst und Werkform* 1951, Heft 9, S. 12 (Häring verwendete die gemäßigte Kleinschrift, wie sie auch vom Bauhaus propagiert wurde). Bereits in seinem Aufsatz „Wege zur Form“, den er 1925 in der Zeitschrift des Deutschen Werkbundes *Die Form* veröffentlichte, stellte Häring seine Theorie des organhaften Bauens dar.

7 Nobert Huse, Scharouns Lünener Schule im Kontext des *œuvres*, in: Wüstenrot-Stiftung, *Machbarkeitsstudie zur Erhaltung, baulichen Instandsetzung und Weiternutzung der Geschwister-Scholl-Schule in Lünen*. Ludwigsburg 2007, S. 11.

8 Michael Luley, Eine kleine Geschichte des deutschen Schulbaus. Vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Erziehungskonzeptionen und Praxis Bd. 47. Frankfurt am Main, Berlin, Bern u. a. 2000.

9 Hans Scharoun, Ansprache anlässlich der Grundsteinlegung zum Bau der Volksschule in Marl-Breddenkamp am 27.8.1964, unveröff. Manuskript, Akademie der Künste, Berlin, Hans-Scharoun-Archiv.

10 Ebd. S. 2 f.

11 Hans Scharoun, Raum und Milieu der Schule, in: *architektur wettbewerb* 31, 1961, S. 11.

12 Ebd. S. 12.

13 Hans Scharoun, Bauen und Leben, in: *Bauwelt* 1967, Heft 6/7, S. 154.

14 Vgl. Eva von Seckendorff, *Die Hochschule für Gestaltung in Ulm. Gründung (1949–1953) und Ära Max Bill (1953–1957)*. Diss. Universität Hamburg 1986. Marburg 1989, S. 75.

15 Pfeiffer/Ellermann/Preckel, Sanierungs- und Nutzungsgutachten, Scharounschule Marl, Stadt Marl, 14.2.2003.

16 Carsten Ruhl, *Unterlassene Hilfeleistung. Pflegefall: In Marl droht einer Scharoun-Schule der Abriß*. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23.12.2005, S. 4.

17 Scharoun (wie Anm. 11) S. 13.

Bildnachweis

1, 3, 5, 7, 9–11, 13–16, 17–20, 24, 25 LWL-DLBW/Ochsmann. — 2 Hans-Scharoun-Archiv, Akademie der Künste (AdK), Berlin. — 4, 21–23 LWL-DLBW/Dülberg. — 6, 12 Pfeiffer/Ellermann/Preckel PEP. — 8 LWL-DLBW/Brückner.

Das ehemalige Kirchenforum Bochum-Querenburg

Saskia Schöfer

Das ehemalige ökumenische Kirchenforum Bochum-Querenburg ist ein wichtiges Beispiel für die Vielfalt und Innovationsfreude der Architektur in der Zeit nach 1960. Neue Ideen des gesellschaftlichen Miteinanders wurden damals baulich in neuen Formen und mit neuen Materialien umgesetzt. Das 1975 fertiggestellte Kirchenforum zeigte in seiner Konzeption neue Wege auf, in dem es multifunktional Kirchen- und Veranstaltungsräume mehrerer Gemeinden, Wohnungen, Geschäfte und Büros miteinander unter einem Dach verband. Anhand der Umbau- und Sanierungsgeschichte lässt sich gut verdeutlichen, welche Fragestellungen bei Nutzungsänderungen und Instandsetzungen nach aktuellen Standards auftreten können, aber auch welche Vorteile die Bauten aus dieser Zeit mitbringen.

Baugeschichte

Entwickelt wurde dieses erste ökumenische Kirchenforum in der BRD nach einer langen Grundsatzdiskussion. Die Planungen fanden bereits seit 1964, die Bauausführung dann 1972–1975 statt. Das Gebäude sollte bauliches Abbild der Gemeinschaft und des neuen sozialen Auftrags

der Kirchen sein. Die Architekten Fritz Eller, Erich Moser, Robert Walter und Partner setzten ihre Idee im Uni-Center Bochum-Querenburg in direkter Nähe zum Campus der Ruhr-Universität Bochum um. Ihr architektonischer Anspruch war es, alle notwendigen Bauglieder gestalterisch zu einer homogenen baulichen Einheit zu verbinden.

Der Baustil der zuvor entstandenen Universitätsgebäude wurde beim Kirchenforum aufgenommen und fortgeführt. So gibt es Parallelen zu den ebenfalls von Eller, Moser, Walter und Partner geplanten naturwissenschaftlichen Gebäuden der Ruhr-Universität Bochum, deren Balkonkonstruktionen sich bei den Studentenwohnungen wiederfinden und auch zum Hörsaalzentrum Ost, dessen Einfluss auf das Atrium des Kirchenforums unübersehbar ist. Trotz dieser Zitate verweisen sowohl der unregelmäßige Baukörper auf teils polygonalen Grundrissen und auch die Verwendung der Materialien wie Spaltklinker und Holz auf die besondere Funktion der Gebäudegruppe. Zudem wird der Kirchenbaukörper im Eckbereich durch eine metallene, an ein Raumtragwerk erinnernde Kreuzplastik betont, die sich in direkter Sichtachse zur Ruhr-Universität befindet.

Die Gebäude wurden in Betonrahmenkonstruktion aus Sichtbetonfertigteilen errichtet und mit Kalksandstein-



1 Kirchenforum Bochum-Querenburg (heute Universitätsforum), 2016.

mauerwerk ergänzt. Sie sind um ein großes, terrassenförmig abgestuftes Forum angeordnet, das halbgeschossig unter der Eingangsebene liegt.

Über der katholischen Kirche befindet sich der ehemals für die evangelische Kirche gedachte Raum, auf mehreren Ebenen sind Gemeinderäume, Studentenwohnungen und Ladenlokale angeordnet. Den Kirchengrundrissen liegt eine Kreuzform mit abgeschrägten Ecken zugrunde.

Die weiteren Räumlichkeiten schließen sich an das niedrige, zweigeschossige Forum an und sind in zwei fünf- bzw. siebengeschossigen, kubusförmigen Bauten beidseitig des Kirchenbaukörpers untergebracht. Die im Untergeschoss gelegene katholische Kirche verfügt über eine Chornische mit raumhohen, farbverglasten Fensterbändern und wird zusätzlich durch ein horizontales Fensterband an der Westseite belichtet.

Die figürliche Farbverglasung wurde 1979 von Hans Lünenborg, Köln, entworfen; das ornamentale Fensterband stammt von Hans-Günther van Lock aus Freiburg. Die seitlichen Nischen sind geschlossen und werden durch unverputztes Kalksandsteinmauerwerk bestimmt. Die Deckfelder zwischen der sichtbaren Betonkonstruktion sind in hellem Holz ausgeführt, während der Fußboden mit dunkelroten Spaltklinkern belegt ist. Die Ausstattung stammt von Josef Rikus aus Paderborn sowie Georg und Elisabeth Hoffmann aus München. Bemerkenswerterweise nutzte das Ehepaar Hoffmann für ihre Kunstobjekte in Anlehnung an den Industriestandort Bochum Karosserieteile wie LKW-Achsen und ähnliches.

Der oberhalb gelegene ehemalige evangelische Kirchenraum kragt achteckig über die katholische Kirche hinaus, ist aber ansonsten aus den gleichen Materialien



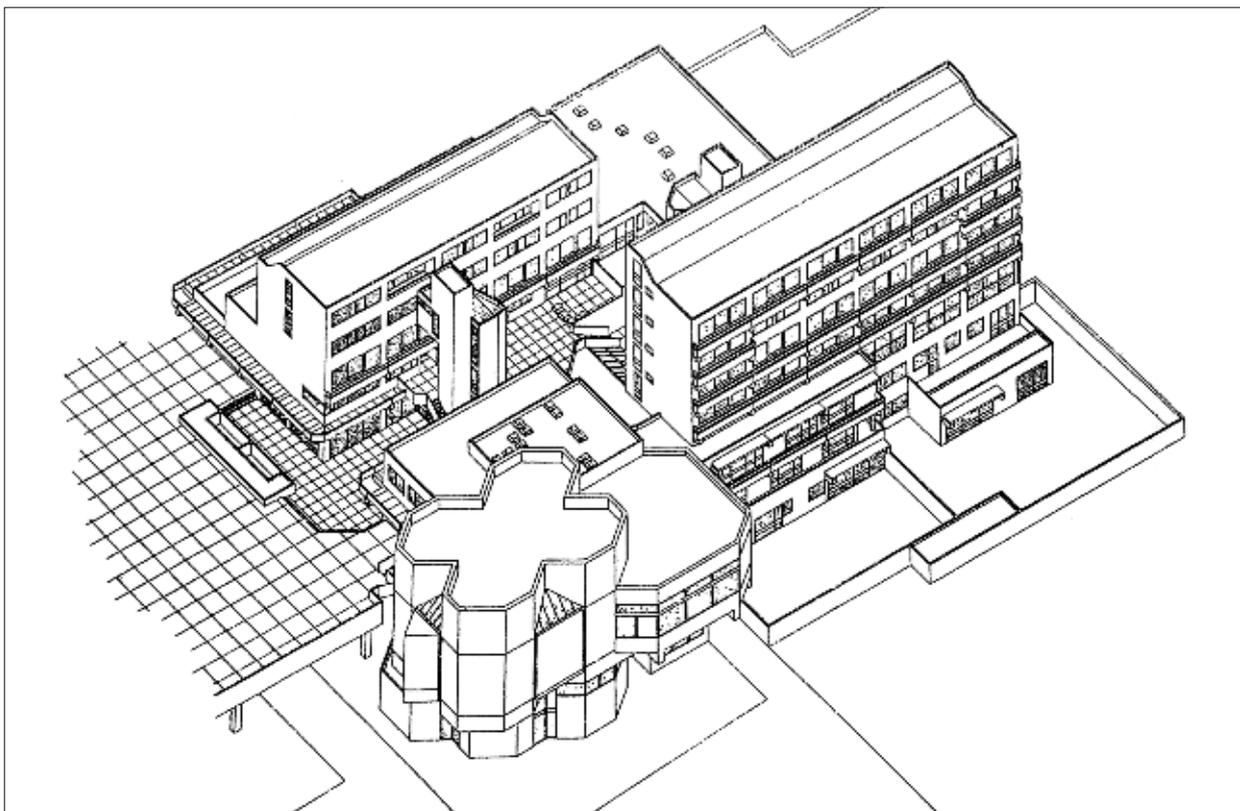
2 Kreuzplastik am Kirchengebäude. 2013.



3 Kirchenforum und Ruhr-Universität Bochum. 2013.



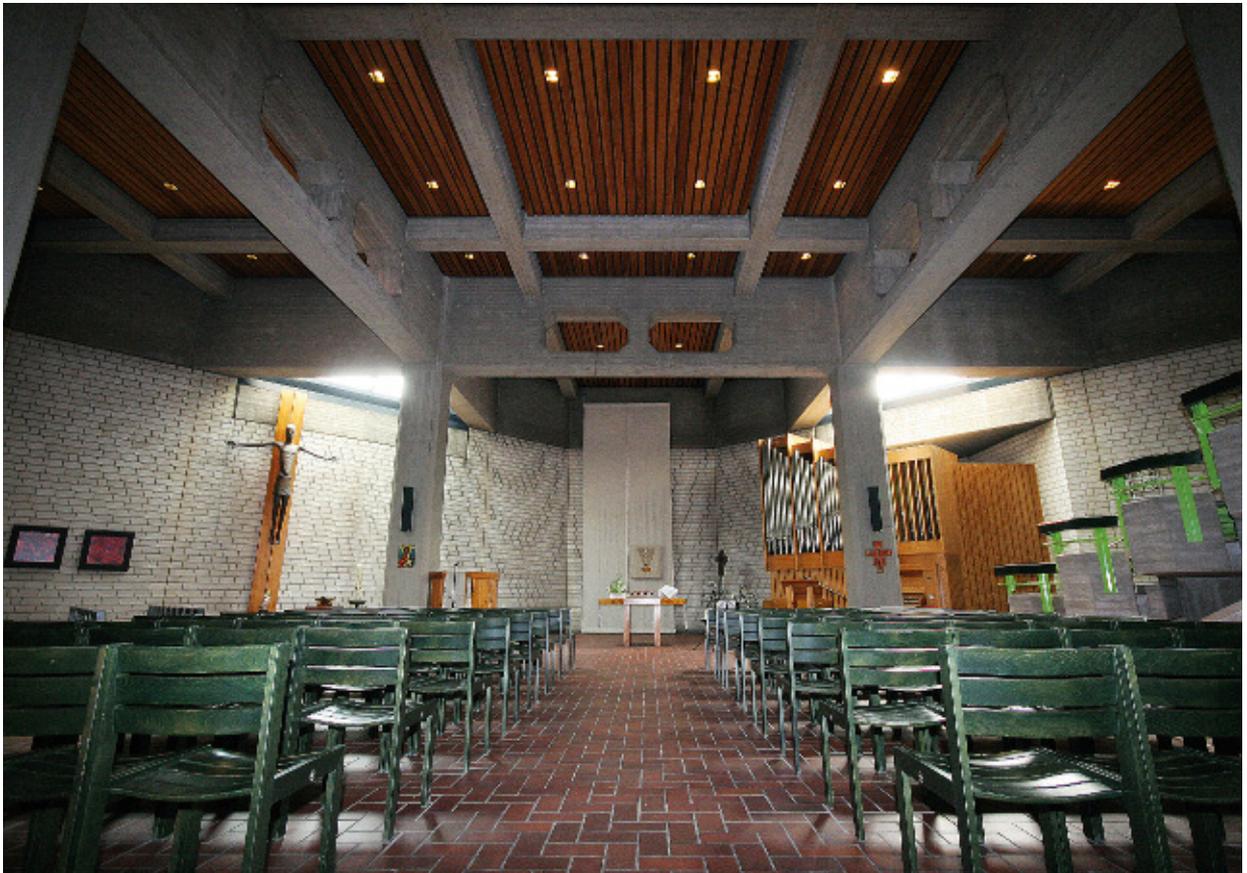
4 Kirchenforum, Außenansicht. 2011.



5 Isometrie des Kirchenforums.



6 Katholischer Kirchenraum. 2015.



7 Evangelischer Kirchenraum. 2012.

Beton, Kalksandstein, Holz und Spaltklinker ausgeführt worden. Durch die größere Höhe war der Einbau einer freitragenden Empore mit seitlich ansteigenden Tritt- und großen Sitzstufen möglich. Teils wurden die Wände mit einer hellen Brettschalung versehen und zum angrenzenden Gemeindesaal wurde eine gestalterisch hochwertige, hölzerne Akustikwand eingebaut. Die natürliche Belichtung erfolgt über vier symmetrisch angeordnete, dreieckige Oberlichter.

Die übrigen Gebäude wurden ebenfalls als Betonrahmenkonstruktionen aus Sichtbetonfertigteilen und mit Kalksandsteinmauerwerk ausgeführt. Die Böden haben im öffentlichen Bereich einen durchgehenden Belag aus dunkelroten Spaltklinkern, der nur durch die Sichtbetontreppenstufen unterbrochen wird. Die Belichtung des Forums erfolgt durch schräg liegende Fensterbänder von oben, wogegen die Wohnungen, Gemeinderäume und Ladenlokale großflächig verglaste Außenfassaden haben.

Nutzungsänderung

Nach mehr als 30 Jahren Nutzung durch die evangelischen und katholischen Ortsgemeinden und die beiden Studentengemeinden stellte sich Anfang der 2010er-Jahre die Frage nach dem Fortbestand dieser Anlage. Verschiedene Gründe, darunter sinkende Gemeindemitgliederzahlen und auch der deutliche Sanierungsstau, veranlassten die beiden Kirchengemeinden, das Kirchenforum zu verkaufen und die evangelische Kirche zu entwiden. Die Gefahr eines langfristigen Leerstandes, der weitere Verfall der Bausubstanz und möglicherweise auch ein Abbruch drohten.

Glücklicherweise fand sich beim Kirchenforum relativ schnell eine auch aus denkmalpflegerischer Sicht gelungene Lösung: Wegen des doppelten Abiturjahrgangs 2013 suchte die Universität dringend Räume außerhalb des Campus zur Anmietung.

Ein Investor mit Blick für das Potenzial der Anlage, das in dem Zuschnitt des Gebäudekomplexes, der fußläufigen Erreichbarkeit der Universität, der langfristigen Vermietbarkeit und nicht zuletzt seiner Denkmaleigenschaft bestand, kaufte das Kirchenforum und gestaltete es innerhalb von einem knappen Jahr in ein Universitätsforum für ca. 3500 Studierende mit 17 Seminarräumen und Hörsälen und einem internationalen Gästehaus mit 55 Wohneinheiten um. Die Eintragung des Kirchenforums in die Denkmalliste – von den kirchlichen Eigentümern nicht gewollt und rechtlich angefochten – war ein wichtiger Kaufaspekt, denn bei einer Investition von 10 Millionen Euro wurde das Bauvorhaben ohne jegliche Förderung allein durch die erhöhte steuerliche Abschreibungsmöglichkeit wirtschaftlich umgesetzt.

Für die Denkmalpflege wie für alle anderen Baubeteiligten stellte nicht nur die Bauaufgabe eine besondere Herausforderung dar, sondern insbesondere ihre Umsetzung in dem ausgesprochen kurzen Zeitraum von 10–12 Monaten. Mit Ausnahme des katholischen Kirchenraumes, der nach dem Verkauf der Gesamtanlage von der katholischen

Gemeinde wieder angemietet und weiterhin unverändert genutzt wird, wurden sämtliche Gebäudeteile grundlegend instandgesetzt, energetisch und brandschutztechnisch ertüchtigt und barrierefrei erschlossen. Zusammen mit der Schadstoffbelastung und Sichtbetonsanierung ergaben sich hier die typischen Fragestellungen, die bei nahezu jeder Sanierung von Großbauten der Nachkriegsmoderne auftreten: Wie kann man unter Beibehalt der denkmalwerten Strukturen und ihrer Bausubstanz die Einhaltung aktueller Bauvorschriften in Bezug auf den Brandschutz, die Barrierefähigkeit und die energetische Sanierung und damit eine zeitgemäße und wirtschaftliche Nutzung gewährleisten.

Zeit für eine ausführliche Bestandsaufnahme und grundlegende Untersuchungen blieb wegen des engen Zeitrahmens kaum, sodass nur mit häufigen, baubegleitenden Besprechungen die notwendigen Entscheidungen getroffen werden konnten. Zunächst wurden hierzu die aus denkmalpflegerischer Sicht wichtigen und zu erhaltenden Elemente wie die Gebäudekubaturen und -fassaden sowie die eingesetzten Materialien identifiziert. Im Fokus stand insbesondere der Umgang mit dem evangelischen Kirchenraum und mit dem Forum als verbindendem Element zwischen allen Gebäudeteilen mit seiner für die Zeit typischen versetztgeschossigen Anordnung. Beide Räume sollten erhalten und weitestgehend auch in ihrer Materialität nicht verändert werden. Die Planung des Architekten kam uns hier sehr entgegen: Der Kirchenraum wurde zu einem großen Hörsaal umgebaut; das Forum blieb bestehen und wird weiterhin als öffentlicher Verbindungsraum mit Aufenthaltsqualität genutzt. Für die Universitätsnutzung bedurfte es allerdings einer grundlegenden Verbesserung der technischen Gebäudeausrüstung, die gewisse Veränderungen notwendig machte.

Sowohl im Hörsaal als auch in den Seminarräumen wurden wegen der schlechten Akustik die Deckenfelder mit Akustikplatten versehen.

Die verkleideten Hörsaalwände wurden nach Einbringung einer Schallschutzdämmung wie zuvor holzvertäfelt. Die hölzerne Akustikwand im ehemaligen Kirchenraum blieb erhalten und wurde wieder aufgearbeitet. Lediglich ein Paneel musste in ein Öffnungselement umgebaut werden und dient heute als Fluchtwegtür. Von Vorteil zeigte sich die offene Betonrahmenkonstruktion, denn die neue Belüftungs- und Belichtungstechnik konnte ohne Beschädigung der Konstruktion durch die vorhandenen Öffnungen in den Betonrahmen der Decke geführt und in den Deckenfeldern angeordnet werden.

Der Umgang mit den ehemaligen Sichtbetonoberflächen im Forum, die zwischenzeitlich mit PCB-haltigen Beschichtungen versehen worden waren, stellte alle Beteiligten vor neue Herausforderungen: Um die Betonoberflächen nicht zu stark zu schädigen und gleichzeitig eine schonende Entfernung der gesundheitsschädlichen Anstriche zu gewährleisten, wurden verschiedene Entfernungsmethoden wie Abbeizen, Hochdruckwasserstrahlen, Feinstrahl- und Trockeneisverfahren getestet. Letzteres wurde gewählt, da es am wenigsten invasiv war, d. h. die



8 Unterschiedliche Ebenen im zentralen Forum. 2011.



9 Großer Hörsaal. 2013.

Oberflächenstruktur des Sichtbetons wurde nicht zerstört und zudem konnte der schadstoffbelastete Abfall relativ unkompliziert entfernt werden.

Allerdings war das Ergebnis enttäuschend, denn es wurden so bereits handwerklich schlecht ergänzte Bereiche sichtbar, die das Erscheinungsbild erheblich störten. Unsere Erwartung, den Sichtbeton wieder unbehandelt zu zeigen, konnte leider nicht erfüllt werden, deshalb wurden die ehemals farbigen Flächen und auch die Sichtbetonflächen mit einer betonfarbenen Silikatlasur behandelt. Durch das heterogene Saugverhalten und die unterschiedlich starke Pigmentannahme der Silikatlasuren wird der Betoncharakter betont, gleichzeitig treten optische Mängel zurück, weil die Hell-Dunkel-Kontraste gemindert werden.

Die stark verschmutzten Kalksandsteinwände wurden mit Wasser oberflächlich gereinigt und mit einer weißen Silikatlasur überzogen. Die damit einhergehende Aufhellung der Fugen wurde hingenommen, da dieser Zustand in weiten Teilen der Anlage bereits vorhanden war und entsprechende Probeflächen dieses Vorgehen als schonendste und optisch dem ursprünglichen Zustand nahe liegendste Lösung zeigten. Eine gründliche Reinigung der Fugen wäre ohne größere Verluste von Fugenmörtel nicht möglich gewesen und hätte eine zeitlich und wirtschaftlich nicht vertretbare Nachverfugung bedeutet.

In den Nebenräumen wurden die vorhandenen Anstriche der Sichtbeton- und Sichtmauerwerkflächen aus Kostengründen ebenfalls nur leicht gereinigt und farblich mit grauer und weißer Lasur behandelt. Die Spaltklinkerböden



10 Betonlasuren auf Probeflächen. 2013.

wurden gesäubert, schadhafte Stellen mit gleichem Material ergänzt. In den Nebenräumen, Ladenlokalen und Wohnungen wurde der vorhandene graue Teppichboden durch einen strapazierfähigen, dunklen PVC-Belag ersetzt.

Die bauzeitlichen Stahlfenster und die Verglasung im Hörsaal konnten unverändert erhalten bleiben. Aus Brandschutzgründen wurden die schräg liegenden Fenster im Forum mit einer Brandschutzverglasung aufgerüstet. Zusammen mit einer aufgeschalteten Brandmeldeanlage konnte so der Forumsbereich ohne zusätzliche Brandschutzwände in seiner offenen Bauweise beibehalten werden. Lediglich die angrenzenden Flure mussten mit gläsernen Brandschutztüren abgetrennt werden.

Die Seminarräume und Hörsäle verfügten alle über Außen- und Fenstertüren, sodass ebenerdig bzw. über eine vorhandene Fluchttreppe nach draußen entfluchtet werden konnte. Weitere aufwendige Fluchttreppenkonstruktionen waren somit nicht notwendig.

Auch bei der Barrierefreiheit zeigten sich die Vorteile der Bauweise der 1970er-Jahre:

Alle Wohnungen, Büros und Geschäftsräume waren bereits zuvor barrierefrei erschlossen. Zudem gab es barrierefrei erreichbare Aus- und Zugänge zu allen Veranstaltungsräumen. Einzig die innere Erschließung der unterschiedlichen Ebenen im Forum war nur über Treppen möglich. Der Einbau eines neuen Aufzugs, der an Stelle einer früheren Hausmeisterloge errichtet wurde, ließ auch hier eine denkmalverträgliche Lösung zu.

Die Ladenlokale blieben mehr oder weniger erhalten, wurden technisch aufgerüstet und durch leichte Trennwände im Zuschnitt den Bedürfnissen der neuen Mieter angepasst.

Die typische Rasterbauweise der Nachkriegsmoderne ermöglichte hier flexible Grundrissstrukturen, die sich den verändernden Bedürfnissen anpassen. Auch die Grundrisse der Wohnungen wurden entsprechend dem vorhandenen Raster mit leichten Trennwänden in 29 möblierte Apartments mit 55 Wohneinheiten als 1- bis 5-Raum-Wohnungen umgestaltet. Die Vermietung erfolgt an internationale Gäste der Ruhr-Universität, die die direkte Anbindung an die Universität, den ÖPNV-Anschluss, Einkaufsmöglichkeiten in unmittelbarer Nähe und natürlich auch die vollausgestatteten Räumlichkeiten auf dem technisch neuesten Stand schätzen.

Im Außenbereich des ehemaligen Kirchenforums waren nur wenige Änderungen notwendig. Vor der Unterschutzstellung waren bereits die Kalksandsteinwände und die Betonkonstruktionen überstrichen und die Betonattika mit Blei verkleidet worden.

Einen Änderungsbedarf gab es allerdings bei den großflächigen Fenstern der Wohnbauten. Die großen Formate waren teils festverglast und nur in kleinen Bereichen zu öffnen. Die Handhabung stellte sich als ausgesprochen benutzerunfreundlich dar und war Ursache für häufige Schäden und starke Verschmutzungen. Eine energetische Erhöhung war wegen des Zustandes und der geringen Belastbarkeit der Rahmenkonstruktionen nicht möglich. In Zusammenarbeit mit allen Beteiligten wurde deshalb auf



11 Fassaden- und Fenstergestaltung. 2013.



12 Farbgestaltung der Treppentürme. 2013.

der Grundlage der vorhandenen Rahmenteilung ein neues Fensterraster entwickelt, das sich in das Fassadenraster einfügt. Die anthrazitgrauen Aluminiumrahmenprofile sind als neue Zutat zu erkennen, ohne die Gestaltung der Fassaden zu beeinträchtigen. Gleichzeitig konnte durch eine farbneutrale Sonnenschutzverglasung an der Südseite der sommerliche Wärmeschutz gewährleistet werden.

Wie bereits erwähnt waren die Fassaden entlang der Universitätsstraße und an den Kirchenwänden im Flächenbereich weiß und an den Betonteilen grau gestrichen und mit einer sehr breiten Bleiattika versehen worden, sodass ein Neuanstrich nicht notwendig war und nur die fußläufig zugänglichen Gebäudeteile im Uni-Center und die Erschließungstürme einen neuen Anstrich erhielten.

Auf der Grundlage von Fotos und Farbbefunden wurden die Treppentürme in abgedämpften Rot-, Blau-, Grau- und Grüntönen gefasst. Die horizontalen Betonvorkragungen oberhalb der Eingangsebene wurden entsprechend der Vorlage grün, die verbliebenen Sichtbetonflächen in einem Betonton lasiert. Der alte Schriftzug „Kirchenforum“ wurde in gleicher Schriftart durch das Wort „Uniforum“ ersetzt und verdeutlicht die positive Art, wie alle am Bau beteiligten die Architektur und die Gestaltung des ehemaligen Kirchenforums annahmen, sie in Teilen nutzungsbedingt anpassten und in neuer, zurückhaltender Formsprache und Materialwahl ergänzten.

Fazit

In einem sehr engen Zeitrahmen von 10–12 Monaten konnte durch gute Zusammenarbeit und Offenheit für neue Ideen eine auch aus denkmalpflegerischer Sicht gelungene Lösung für das ehemalige Kirchenforum in Bochum-Querenburg gefunden werden, die den Erhalt und die sinnvolle Nutzung des Baudenkmals gewährleistete. Dabei zeigten sich die ganzen Vorteile der Bauweise dieses typischen Vertreters der Nachkriegsmoderne 1960+: Die Rasterbauweise ermöglichte flexible Grundrissstrukturen und Nutzungsmöglichkeiten, Barrierefreiheit und Fluchtwege waren weitestgehend vorhanden, das zweischalige, hinterlüftete und gedämmte Mauerwerk und der Anschluss an das Fernwärmenetz erfüllten die energetischen Anforderungen und nicht zuletzt ist der zentrale Forumsbereich immer noch der Raum der Begegnung, wie es schon in der Planung der 1960er-Jahre angedacht war.

Im Jahr 2016 gab es neue Pläne der Ruhr-Universität, die eine Nutzung des UFOs, wie das Universitätsforum in Studentenkreisen genannt wird, als „World Factory“ vorsahen. Seit Anfang Mai 2016 treffen hier Theorie und Praxis, d. h. Hochschule und Wirtschaft, zusammen, um Gründerinitiativen von Studierenden zu ermöglichen. Es stellten sich also wieder neue Anforderungen an das Baudenkmal, die aber ebenfalls denkmalverträglich umgesetzt werden konnten.



13 „World Factory“ im Forum. 2016.



14 Kirchenforum. 2011.

Literatur

Hans H. Hanke, Bochum – gebaute Oekumene. Das Kirchenforum Bochum-Querenburg, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2011/1, S. 9–14.

Johannes Nehammer / Hans Thol, Ruhr-Universität Bochum und Universitätswohnstadt. Dokumentation 1961–1981. Bochum 1987, S. 249–252.

Fritz Eller / Erich Moser / Robert Walter und Partner, Kirchenforum Bochum, in: Jürgen Joedicke (Red.), Dokumentation Ruhrgas Architekturpreis 1975. Stuttgart 1976, S. 26–31.

Bildnachweise

1–3, 9–13 LWL-DLBW/Schöfer. — 4, 8, 14 LWL-DLBW/Hanke. — 5 Fritz Eller / Erich Moser / Robert Walter und Partner, Kirchenforum Bochum, in: Jürgen Joedicke (Red.), Dokumentation Ruhrgas Architekturpreis 1975. Stuttgart 1976, S. 29. — 6 LWL-DLBW/Brockmann-Peschel. — 7 Stadt Bochum, Referat für Kommunikation.

Exkursion

Das Rathaus von außen und innen: Die Geschichte und die Bedeutung eines Baudenkmals der 1960er-Jahre

Beatrijs Roets

Am 7. Westfälischen Tag für Denkmalpflege 2016 war die Scharounschule in Marl zugleich der Veranstaltungsort dieser Tagung als auch der Ausstellungsort für großformatige Bilder des Marler Rathauses. Die Fotografin und Künstlerin Susan Feind beschäftigte sich zehn Monate lang mit der Architektur des Rathauses. Ihre Fotografien stimmten die Teilnehmer auf die skulpturale Qualität und den Reichtum an hochwertigen Baudetails des Rathauses ein.

Zur Besichtigung führte der Weg von der Scharounschule über ein Netz von eingegrünten Fußwegen, über die Fußgängerbrücken der Umgehungsstraße und der Eisenbahnstrecke, nach der Durchquerung des Einkaufs-

trums Marler Stern, links an dem vierseitigen Becken mit der monumentalen Uhr vorbei und über den mit dem Rathaus verbundenen Creiler Platz zu der imposanten Außen-
treppe, dem südlichsten Punkt des Rathauskomplexes. Zu der Gestaltung des Platzes gehören zwei Wasserbecken und vier Gruppen aus mehreren Elementen, jeweils bestehend aus einer Bank, einer Lichtsäule mit Glasmosaikverkleidung und einem Pflanzbeet mit geböschter Pflasterung. Das Pflasterungsmuster aus Beton- und Waschbetonplatten führt bis ins Gebäude hinein.

Ende des 19. Jahrhunderts umfasste die Bürgermeisterei Marl kleine Orte mit einer Gesamtbevölkerung von weniger als 5000 Einwohnern. 1899 eröffnete die Zeche Auguste Viktoria, kurz danach 1900 die Zeche Brassert und 1938 die Chemischen Werken Hüls. Die Bevölkerung entwickelte sich sprunghaft von 52.000 Einwohnern im Jahr 1945 auf über 83.000 im Jahr 1957. Der 1925 entstandene Stadtentwicklungsplan „Industriestadt im Grünen“ wurde in den 1950er-Jahren vom Architekten und Städteplaner Günther Marschall unter Bürgermeister Rudolf Heiland wieder aufgenommen: 1953 wurde das Theater, 1955 die Volkshochschule „Insel“, 1955 das Doppelgymnasium, 1956 das Amtsgericht und die Paracelsus-Klinik in der „Grünen City“ erbaut. Für die Errichtung des Rathauses wurde 1957 ein beschränkter Wettbewerb ausgeschrieben. Zwölf progressive, renommierte Architekten aus In- und Ausland wurden eingeladen. Das Büro van den Broek und Bakema aus Rotterdam gewann den Wettbewerb. 1960 wurde das Baubüro, die jetzige Bücherei, errichtet. 1960–1967 wurde das Bauprojekt realisiert, bei dem die Funktion der sehr unterschiedlichen Baukörper die Gestaltung bestimmte.

Ausgangspunkt der Rathausbesichtigung war die monumentale Freitreppe vor dem Ratstrakt mit den Sitzungssälen. Letzterer ist auf einem Glassockel errichtet und wird von einem 60 Meter langen und 28 Meter breiten Faltdach aus Spannbeton stützenfrei überdacht. Die Schmalseiten bestehen aus sieben sich nach unten hin verjüngenden Stützen. Der Rathaustrakt hat einen Balkon zum Creiler Platz, der den Ratssaal mit zwei weiteren Sälen verbindet. Auf der Nord- und der Ostseite des Ratstraktes steht das L-förmige Gebäude der „Oberen Organe“, die Verwaltungsspitze der Stadt, aufgeständert und mit hellem Marmor verkleidet.

Über die Brücke, die die Grünanlagen zwischen den Dezernatstürmen überspannt, erreicht man das Eingangsportal – mit sieben mit Kupferblech verkleideten Spitzgiebeln – des Zentralgebäudes, einem großen, rechteckigen, mit hellem Marmor verkleideten Gebäude für den Publikumsverkehr. Von der Brücke aus ist der zweite, geschlos-



1 Marl, Rathaus. Teilnehmer der Exkursion am 20.5.2016 am Fuß der Treppe zum Ratstrakt.



2 Marly, Rathaus. Blick auf den Eingangsbereich des Zentralgebäudes. 2011.



3 Blick auf den sogenannten „Haifisch“; links das Gebäude der „Oberen Organe“, rechts das Zentralgebäude. 2011.

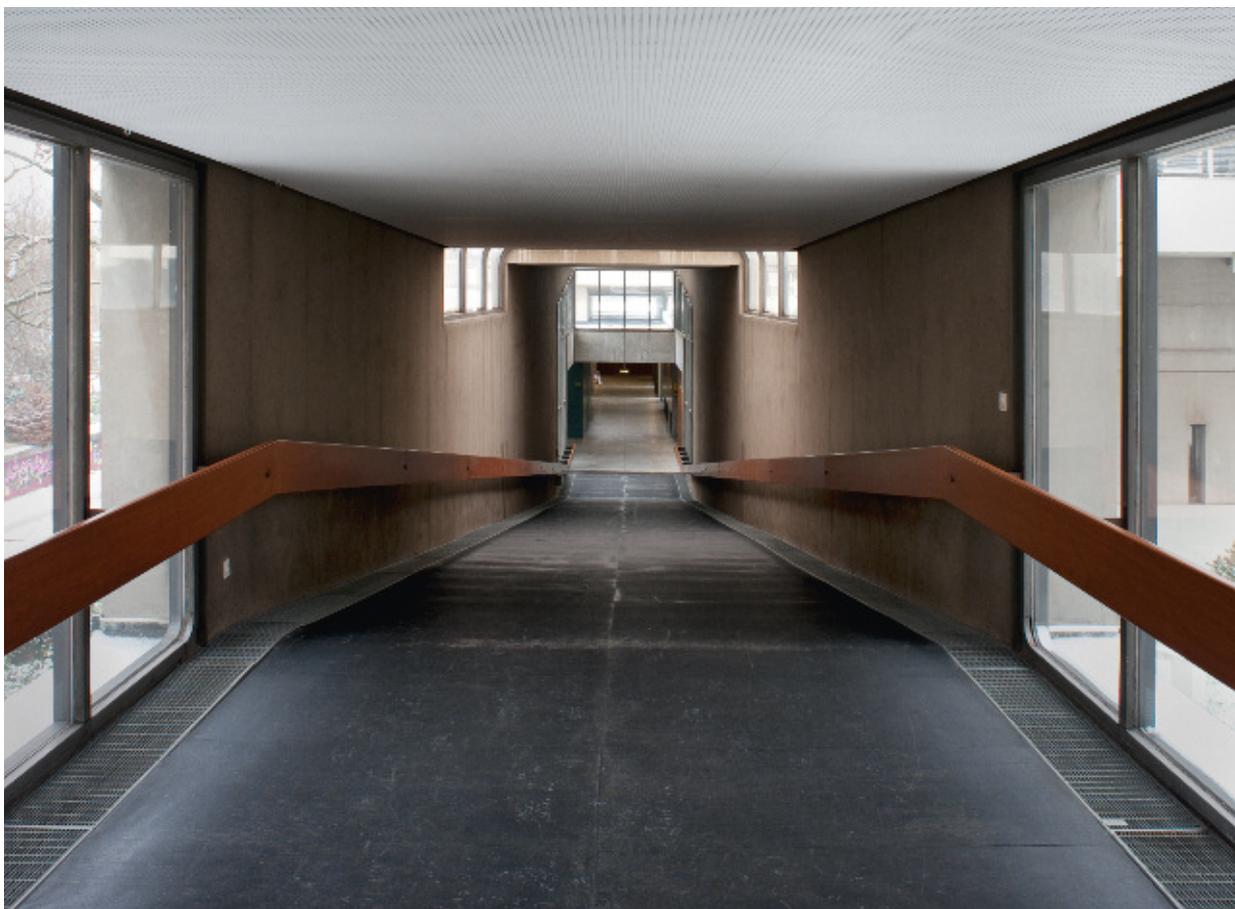
sene Verbindungsweg zwischen dem Zentralgebäude und dem Ratstrakt, der sogenannte „Haifisch“, zu sehen. Sowohl das Zentralgebäude als auch die beiden davor stehenden unterschiedlich hohen Türme haben stark eingezogene Sockeletagen. Unterhalb der vorkragenden Bauteile sind Parkplätze eingerichtet. Das Zentralgebäude wird durch ein gefaltetes Mattglasdach und zwei Innenhöfe mit wandhoher Verglasung belichtet. Es wurde mit hochwertigen Materialien ausgebaut, u. a. mit hellem Marmor der Sorte „Bleu Cendré“ aus der Schweiz; die Büros haben Afzeliaholz­wände mit Einbauschränken. Unterhalb der Decke befinden sich Fensterbänder; die Wände der Sanitär­anlagen sind mit Glasmosaik verkleidet.

Durch das Zentralgebäude gelangt man zu den beiden Bürotürmen, von denen in der Planung ursprünglich vier Dezernats- und Verwaltungstürme vorgesehen waren. Die Exkursionsteilnehmer begaben sich in den höheren der zwei Türme mit sieben Geschossen und einem Freigeschoss (der niedrigere besitzt fünf Geschosse und ein Freigeschoss), die sich durch ihre eigene Form- und Material­sprache auszeichnen. Die Büroräume sind um einen Betonkern herum angeordnet, Hängeglieder aus Stahlbeton werden in polygonalen Knotenpunkten mit den Geschoßbalken verbunden. Die Vorhängefassaden der Türme bestehen aus wandhohen Elementen mit jeweils einer Aluminiumbrüstung, einem Fenster und einem Oberlicht. Diese für Deutschland sehr frühe Konstruktion bedurfte

1986 einer nachträglichen baulichen Verstärkung, weil sie bald schadhaft war.

Von der Terrasse des Büroturmes aus bekamen die Teilnehmer der Exkursion einen beeindruckenden Überblick über die Marler „Grüne Mitte“, auf das Dach des Ratstraktes mit dem gefalteten und kupferverkleideten Dachwerk, auf das gefaltete, zum großen Teil matt verglaste Dach des Zentralgebäudes und der darauf stehenden quadratischen, verglasten Kantine.

Nachdem sich die Gruppe einen Überblick von oben verschafft hatte, wurde die Innenbesichtigung fortgesetzt. Durch den überdachten Übergang, den „Haifisch“, ging es zum L-förmigen Bau der „Oberen Organe“ und zum Ratstrakt. Die Büros der Verwaltungsspitze sind noch heute mit originalen Möbeln ausgestattet. Die wertvollen Baumaterialien aus dem Zentralgebäude sind auch hier vorhanden und sorgfältig verarbeitet. Von dem Flur vor den Büros der Verwaltungsspitze gibt es zwei direkte Übergänge in den Ratssaal. Zu den raffinierten Baudetails gehören die Sehschlitze in diesem Flur, die einen diskreten Blick in den Ratssaal ermöglichen. Die Empfangshalle vor den Sälen enthält eine Garderobe und Toilettenanlagen, Telefonkabinen und bauzeitliche Möbel. Das Faltdach erreicht durch die Lichtbänder der oberen Raumabschlüsse eine schwebende Leichtigkeit und bildet gleichsam eine Klammer, die die Räume des Ratstraktes verbindet. Von dem im Obergeschoss gelegenen repräsentativsten Teil des



4 Übergang zwischen dem Gebäude der „Oberen Organe“ und dem Zentralgebäude. 2010.

Rathauses führte die Besichtigung hinab in das zweite Kellergeschoss, zu den Fußpunkten des Faltdaches. Sie sind angesichts möglicher Bergbauschäden beweglich und verstellbar gelagert.

Die Exkursion endete mit einem kulturellen Höhepunkt: Den Teilnehmern wurde die Möglichkeit geboten, das „Skulpturenmuseum Glaskasten Marl“ zu besuchen. Die Skulpturensammlung hat ihren Ursprung in der zur Erbauungszeit des Rathauses gängigen Praxis, im Baubudget öffentlicher Bauten einen Prozentsatz der Baukosten für Kunstankäufe vorzusehen. Sie befindet sich im ersten Kellergeschoss und in dem ehemaligen Verkehrsbüro im Erdgeschoss, dem gläsernen Sockel des Ratstraktes. Eine später hinzugekommene äußere Glaswand, die den Ausstellungsraum vergrößerte, war für das Museum namensgebend.

Literatur

Susan Feind, Marl – Rathaus Bildband. Marl 2015.

Michael Huyer, Die Suche nach der zeitgemäßen Mitte. Marl und sein Rathaus, in: Denkmalpflege in Westfalen-Lippe 2011/2, S. 77–83.

Rathausneubau Marl, in: Hochtief Nachrichten 40, 1967 (Sonderheft).

Stefan Kleineschulte, Das Rathaus in Marl. Zur Bedeutung der Architektur für die politische Sinnstiftung auf kommunaler Ebene. Diss. Universität Bochum 2003.

Bildnachweis

1 LWL-DLBW/Woltering. — 2–5 LWL-DLBW/Brockmann-Peschel.



5 Außentreppe zum Ratssaal. 2011.

Tagungsprogramm

Donnerstag, 19. Mai 2016

ab 17:00 Anmeldung
17:30 Abendveranstaltung

Eröffnung

Dr. Holger Mertens
Landeskonservator für Westfalen-Lippe
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen

Begrüßung

Axel Großer
Stellvertretender Bürgermeister
Stadt Marl

Grußworte

Günter Braunstein
Leiter der Musikschule
Stadt Marl

Dr. Barbara Rüschoff-Thale
LWL-Kulturdezernentin

Dr. Thomas Otten
Leitender Ministerialrat
Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung
und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen

18:50 Uhr

Bausünde wird Baudenkmal – Karrieresprünge in der Denkmalpflege

Dr. Ulrich Krings
Kölner Stadtkonservator a. D.

19:00 Uhr

Preisverleihung „scheinbar unscheinbar“ Preis der Stiftung Kleines Bürgerhaus

Dr. Fred Kaspar
Vorstand der Stiftung

20:00 Uhr Empfang in der Scharounschule Marl

Freitag 20. Mai 2016

ab 8:30 Anmeldung
9:00 Fachtagung

Begrüßung

Dr. Holger Mertens
Landeskonservator für Westfalen-Lippe
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen

Die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre: Baufaufgaben, Eigenschaften und Denkmalwert

Einführung

Dr. Michael Huyer
Referatsleiter Inventarisierung und Bauforschung
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen

Wohnbauten

Dr. David Gropp
Inventarisierung
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen

Verwaltungsbauten

Dr. Anke Kuhrmann
Inventarisierung
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen

Freiraumplanung

Dipl.-Ing. Marcus Weiß
Gartendenkmalpflege
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen

Bildungs- und Kulturbauten

Dr. Hans H. Hanke
Inventarisierung
LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
in Westfalen

Sakralbauten

Dr. Knut Stegmann
 Inventarisierung
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

Industrie und Technik

Dipl.-Ing. Claudia Reck M. A.
 Technische Kulturdenkmäler
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

10:30 Uhr Pause

**Die Architektur der 1960er- und 1970er-Jahre:
 Erhalten, Pflegen und Nutzen**

11:00 Uhr

Einführung

Dr.-Ing. Barbara Seifen
 Referatsleiterin Praktische Denkmalpflege
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

**Weiternutzung und Sanierung einer
 organhaften Architektur der 1960er-Jahre:
 Die Scharounschule in Marl**

Dipl.-Ing. Hartmut Ochsmann
 Praktische Denkmalpflege
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

**Umnutzung eines multifunktionalen Baudenkmal
 der 1970er-Jahre: Das ehemalige Kirchenforum
 in Bochum-Querenburg**

Dipl.-Ing. Saskia Schöfer
 Praktische Denkmalpflege
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

**Kunst am Bau: Herausforderung für die
 Restaurierung**

Dr. Birte Graue
 Referatsleiterin Restaurierung und Dokumentation
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

12:30 Uhr Fragen und Diskussion

12:45 Uhr Mittagessen

14:00 Exkursionen in Marl

**Das Rathaus von außen und innen:
 Die Geschichte und die Bedeutung eines
 Baudenkmal der 1960er-Jahre**

Beatrijs Roets
 Inventarisierung
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

**Die Scharounschule: Erhaltung und Nutzung eines
 Baudenkmal der 1960er-Jahre
 Anschließend Spaziergang zum Rathausplatz**

Dipl.-Ing. Hartmut Ochsmann
 Praktische Denkmalpflege
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

Dipl.-Ing. Friedrich Baumann
 Untere Denkmalbehörde
 Stadt Marl

**Das Rathaus im Kontext städtebaulicher Konzepte
 und Planungen in Marl im 20. Jahrhundert**

Dr. Michael Huyer
 Referatsleiter Inventarisierung und Bauforschung
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

Kirchen der 1960er-Jahre in Marl

Dr. Marion Niemeyer
 Inventarisierung
 LWL-Denkmalpflege, Landschafts- und Baukultur
 in Westfalen

16:30 Uhr Ende der Veranstaltung

